setzung der Bevölkerung Islands mit der Trëndelagens — einer Landschaft des westlichen Norwegen, wo nach dem Landnahmebuch die meisten isländischen Siedler herstammen — durchzuführen. Der Vergleich ist sehr lehrreich, vor allem ergibt es, daß auf Island sich stärkere westische Einschläge finden, die sich aus Zuwanderungen aus Irland und Schottland erklären. — **Germanisch-Romanische Monatsschrift,** 26. Jahrgang, Heft 1/2, Januar/Februar 1938. Georg Keferstein, **Vorklassiker Justus Möser.** Das bisherige Bild Mösers wurde seiner wahren Größe und Bedeutung nicht gerecht; neue Untersuchungen haben hier Wandlung geschaffen. Wir erkennen, „daß Möslers Weltbild, das auch hierin auf die Hochklassik vorausdeutet, heidnisch-antikisch-germanische Elemente eingemischt sind, und das konservative Möserbild, das in Möser den bieder-christlichen Kleinstaatspolitiker und Kleinstaatsideologen sah, wird auch von hier aus eine empfindliche Korrektur erfahren müssen". Mösers Geschichtsphilosophie der Ehre ist als ein germanisch-nordisches Gegenstück zu der christlich gearteten Geschichtsphilosophie Hegels anzusehen (S. 47). Die ausführliche Abhandlung Kefersteins trägt wesentlich dazu bei, zu einem tieferen Verständnis Mösers hinzuführen, der als einer der Gründer der volkskundlichen Wissenschaft gilt. — **Niederdeutsche Zeitschrift für Volkskunde,** 15. Jahrg., 3/4, 1937. Hermann Kügler, **Volkskundliches von der 700-Jahrfeier der Reichshauptstadt Berlin.** Kügler erwähnt, daß nach Forschungen von Adalbert Theel „der Name Berlin als Orts- und Flurname sowie als Personenname besonders häufig in den von Sweben und Burgundern besetzten Gebieten vorkommt ... In den neuen Sitzen der Burgunder am Genfer See und nördlich davon sowie in dem heute französisch sprechenden Teil der Schweiz am Jura gibt es den Namen als Orts- und Personennamen in Formen, die jeden Zweifel über seine Herkunft aus dem Germanischen ausschließen". Karl Kaiser, **Der Osterwolf.** Der Osterwolf ist ein altertümliches Ostergebäck, das nur in Pommern, und zwar auf Rügen und in dem Stralsunder und Greifswalder Gebiet sich findet. Kaiser widmet diesem Kultgebäck eine ausführliche Untersuchung. Für die Sinndeutung ist die Beobachtung wichtig, daß „das vorpommersch-rügische Osterwolfgebiet im Verbreitungsraum der Überlieferungen vom Wolf im Rahmen des Ernteschlußbrauchtums liegt". Es ist kein Zweifel, daß wir es mit einem Kultgebäck zu tun haben, das auf alte mythische Vorstellungen zurückführt. Wenn die bisherigen Erklärungsversuche alle nicht befriedigen können, so liegt das daran, daß das „Gesamtproblem der deutschen Festgebäcke" heute noch nicht genügend geklärt ist. Jede gründliche Einzeluntersuchung, wie die vorliegende, ist als Baustein zu begrüßen. — R. Beltz, **Zum „Goldenen Wagen" von Peckatel.** In einem Hünengrabe bei dem Dorfe Peckatel bei Schwerin fand man im vorigen Jahrhundert einen bronzenen Kesselwagen. In neuerer Zeit ist nun immer wieder davon die Rede, daß sich an diesen Hügel eine Sage geknüpft habe, nach der er einen goldenen Wagen barg. Diese Sage ist aber eine Erdichtung, keine Volkssage, wie Beltz zeigt. — **NS.-Monatshefte,** Heft 95, Februar 1938. Karl Kaiser, **Die kirchliche Überfremdung deutscher Vornamen.** „Unsere Vornamen sind eines der anschaulichsten und eindrucksvollsten Beispiele dafür, wie sich das Auftreten der Kirche in Deutschland ausgewirkt hat und was dies für die Lebensbedingungen des heimischen deutschen Volksgutes bedeutet." An Hand eines reichen Materials mit genauen Nachweisen zeigt Kaiser die allmähliche Verdrängung der germanischen Namen durch Namen fremder Herkunft und den Verfall des germanischen Namenreichtums im Mittelalter. Wenn es auch nicht möglich ist, jeden einzelnen germanischen Namen verstandesmäßig wörtlich zu übersetzen, so ist doch unverkennbar, daß diese Namen einen tiefen Sinn hatten. Der Verfall der eigenwüchsigen Namengebung bedeutet eine Verarmung der Volksseele. Auf die Bedeutung der Namengebung, ihrer Beständigkeit und ihres Wechsels ist in „Germanien" wiederholt hingewiesen worden.

O. Huth.

Wenn weise Männer nicht irrten, müßten die Narren verzweifeln. **Goethe**

Hauptschriftleiter: Dr. Otto Plaßmann, Berlin C2, Raupachstr. 9 IV. Druck: Offizin Haag-Drugulin, Leipzig. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin C2, Raupachstr. 9.

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

1938 Juli Heft 7

Die Detmolder Tagung

„Die Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte" hat ihre diesjährige germanenkundliche Tagung in der Zeit vom 7. bis 10. Juni in Detmold abgehalten. Im festlich geschmückten lippischen Landestheater wurde sie eröffnet. Die Feier war verbunden mit der Eröffnung der Richard-Wagner-Festwoche des Gaues Westfalen-Nord. Die Tagung stand im Zeichen einer Reihe von Vorträgen, die einen Einblick geben sollten in die wissenschaftlichen Bestrebungen des „Ahnenerbes", in ihre wissenschaftlichen Methoden und den Stand der Forschungen. Die Sprecher waren ausschließlich Wissenschaftler, die entweder in das „Ahnenerbe" eingegliedert sind, oder solche, die ihre Forschungen in engem Zusammenhange mit ihm durchführen. Die Höhepunkte der Tagung waren die Vorträge von Dr. J. O. Plaßmann-Berlin und Dr. Herbert Jankuhn-Kiel.

Dr. Plaßmann, der für den leider verhinderten Präsidenten des „Ahnenerbes", ᛋᛋ-Sturmbannführer Prof. Dr. Wüst, eingetreten war, sprach an der altheiligen Stätte der Externsteine. Seine Ausführungen führten einen wesentlichen Schritt weiter auf dem Wege zur Lösung wichtigster Fragen um diese bedeutsame Kultstätte.

In großen Zügen legte Dr. Plaßmann seine außerordentlich bedeutsamen Ergebnisse langjähriger sagenkundlicher Forschungen dar. Er ging aus von der ältesten belegten Namensform, von dem Worte „Agisterstein", das er wissenschaftlich zwingend als „Stein mit der Drachenhöhle" deutete. In Verbindung damit wies er darauf hin, daß sich der Agisterstein in der in Norwegen aufgezeichneten Thidrek-Saga nachweisen läßt, durch die die Sagen um Dietrich von Bern und die Nibelungen in Westfalen örtlich festgelegt werden. Im einzelnen führte der Redner aus:

Auf der Burg Drekanfelis (Drachenfels), die am Ostabhange des Osning liegt, wohnt der Riese Ecke (Agjo), ein Drachendämon, der von Dietrich besiegt wird. Sein Name weist nicht nur auf die älteste Bezeichnung für den Drachen, die auch in dem Worte Agisterstein steckt, hin, sondern auch in dem mythologischen Zusammenhang auf engste Verwandtschaft mit dem namentlich übereinstimmenden nordischen Aegir. Von hier aus läßt sich nun die Übereinstimmung der gesamten Örtlichkeit auch in anderen Drachenkampfsagen nachweisen, besonders in der Wolfdietrichsage, in der das

Drachenbild am Externstein mit allen Einzelheiten der Beschreibung des Drachen zugrundeliegt.

Der Drachenstein, der als eine „hohe Steinwand“ mit einer Höhle im unteren Teil, mit Fenstern und mit einer Turmkammer im oberen Teil geschildert wird, kehrt in allen bodenständigen Drachenkampfsagen wieder; so in der Sage von Kaiser Otnit und vor allem in dem spät aufgezeichneten, aber auf älteste Überlieferung zurückgehenden Liede vom „hürnen Siegfried“.

Die genaue Untersuchung ergibt, daß der in christlicher Zeit an dem Stein angebrachte Bildschmuck von der an dieser Stätte haftenden germanischen Überlieferung beeinflußt ist, daß aber andererseits diese Bildwerke in die lebendige Sage übernommen wurden.

Diese Untersuchungen, durch die die gesamte Externsteinfrage in ein ganz neues Licht gerückt wird, werden von Plaßmann demnächst in einer umfangreichen Untersuchung mit allen Belegen und Einzelheiten vorgelegt werden. Seine Feststellungen führen nicht nur bis in die an diesem Felsen haftenden germanischen Kultbräuche zurück, sie führen auch ein ganz neues, bisher kaum geahntes Element in unsere Sagenforschung ein: „Was bisher höchstens als mythische Erdichtung galt, das gewinnt jetzt greifbare Gestalt und stellt einen geschlossenen Zusammenhang mit der germanischen Dauerüberlieferung (Kontinuität) her.“ —

Dr. Jankuhn-Kiel sprach über: „Thorsberg, Kultstätte, Dingplatz und Markt der Angeln“. In lebendiger Darstellung reihte dieser hervorragende Vorgeschichtsforscher eine glänzende Kette seiner Forschungen auf, die um die Funde im Thorsberger Moor und um die mit ihnen zusammenhängenden historischen Denkmäler kreisen. Wir lassen eine kurze Inhaltsangabe dieser außerordentlich bedeutsamen Ausführungen folgen:

„Nördlich des kleinen Dorfes Süderbrarup, im Herzen der Landschaft Angeln, liegt eine Fundstelle, die schon durch ihren Namen auf ein größeres Alter und eine höhere Bedeutung hinzuweisen scheint, der Thorsberg, ein Grabhügel, und zu den Füßen ein kleines Moor, das Thorsberger Moor. Ortsnamen, die mit Thor zusammengesetzt sind, finden sich in Angeln verhältnismäßig viel und zweifellos gehen sie in die Vorzeit zurück.“

Die Hügel, die das Moor umgeben, trugen einst zahlreiche Hügelgräber. Das größte unter ihnen, das das ganze Moor überragt, war der Thorsberg, eigentümlich nicht nur durch seinen Namen, sondern auch durch seinen ganzen Bau. Seit etwa 100 Jahren wird aus diesem Moor eine Fülle vielseitiger Funde geborgen. In der Hauptsache sind es große Schmucksachen. Der jüngste und kostbarste Teil des Fundes sind goldene Arm- und Fingerringe, die teilweise zerstückelt sind. Über diese Funde ist viel gerätselt worden. Die neuen Deutungen Jankuhns gehen von einer exakten Untersuchung der einzelnen Fundgruben aus, die sich zunächst auf die Feststellung des Alters beziehen. Es ließ sich zeigen, daß in diesem Fund Dinge von ganz verschiedenem Alter zusammenliegen und daß auch ihre Lagerungen im Moor mit einer einmaligen Niederlegung nicht vereinbart werden können. Aus seinen eingehenden Erörterungen dieses Problems zog Jankuhn den Schluß, daß das Moor mit einem Heiligtum in Verbindung stehe, das viele Jahrhunderte Bestand gehabt hat.

Der Fundplatz liegt mitten im Stammesgebiet der Angeln. Das legt die Vermutung nahe, daß wir in dem Heiligtum das Stammesheiligtum der Angeln zu sehen haben, die in den ersten vier Jahrhunderten unserer Zeitrechnung zwischen der Flensburger Förde und der Eckernförder Bucht gewohnt haben.

Für die Deutung der Moorfunde liegt es am nächsten, an den Namen des Fundplatzes anzuknüpfen, der zweifellos auf eine Beziehung zu einer germanischen Gottheit hinweist. Jankuhn vermutet, daß dieser Hügel in der Stein- oder Bronzezeit der Verehrung eines Gottes gewidmet sei, der in dem späteren germanischen Donnergott

Thor weitergelebt habe. Was diesen Grabhügel auszeichne, sei die Steinsäule und der Name Thor. Die Verbindung dieser beiden Merkwürdigkeiten biete den Anhaltspunkt für die Lösung des Problems. Thor sei im ganzen Norden der Schützer des Dings. In Jütland sei der größte Teil der Dingversammlungen unter seinen Schutz gestellt gewesen; das isländische Altthing sei am Thorstag eröffnet worden. Auch die zweite Eigentümlichkeit des Grabes, die Steinsäule, deute auf eine besondere Beziehung des Grabhügels zum Ding. Unter Berufung auf Herbert Meyer legte der Vortragende dar, daß die Dingwahrzeichen des späteren Mittelalters eine ganz alte germanische Wurzel gehabt hätten, daß sie letztlich entstanden seien aus dem Totenpfahl oder der Säule des Ahnengrabes. Darin kommt eine Sinnbildverknüpfung der Lebenden mit den Toten Ahnen zum Ausdruck, wie auch in den mittelalterlichen Dingrufen nicht nur die Lebenden, sondern auch die Toten zum Ding entboten werden.

Dr. Jankuhn sieht im Thorsberg die Dingstätte des alten anglischen Festlandreiches und im Moor den dazugehörigen Opferplatz. Er spricht die Vermutung aus, daß an dieser Stelle der welthistorische Entschluß der Angeln, nach den britischen Inseln überzusiedeln, gefaßt worden sei. An dieser Stelle sei der große Kulturmittelpunkt des anglischen Festlandreiches gewesen, hier lagen also die Wurzeln des englischen Weltreiches. Auch die dritte Bedeutung des Ortes als Markt ist, wie Jankuhn in lückenloser Beweisführung darlegte, nicht in jüngerer Zeit entstanden, sondern ein Erbe aus alter germanischer Zeit.

Ein wichtige Ergänzung zu den Ausführungen Dr. Jankuhns war der Vortrag von Dr. Kersten-Kiel, der über „Vorgeschichtliche Landesaufnahme“ sprach. Kersten, dem die vorgeschichtliche Landesaufnahme Schleswig-Holsteins übertragen worden ist, gab einen Einblick in die wissenschaftlichen Methoden der Vorgeschichtsforschung überhaupt. Die Vorgeschichtliche Landesaufnahme erstrebt zwei Ziele. Der erste Zweck besteht in der Ermittlung der vorgeschichtlichen Denkmäler und Funde bestimmter Gebiete überhaupt. Die neue Gesetzgebung bemüht sich, die vorgeschichtlichen Denkmäler jeder persönlichen Willkür zu entziehen. Es sei zu erwarten, daß das in Vorbereitung befindliche Denkmalschutzgesetz die Sicherung der vorgeschichtlichen Denkmäler noch erweitere. Das zweite Ziel der vorgeschichtlichen Landesaufnahme beruht darin, einer planmäßigen Vorgeschichts- und Landesforschung den Bestand der heute noch erfaßbaren vorgeschichtlichen Denkmäler zugänglich zu machen. Während die Durchforschung der einzelnen vorgeschichtlichen Zeitabschnitte oder Landschaften bislang völlig abhängig gewesen sei von dem Stand der Erforschung der betreffenden Gebiete und von Funden, die der Zufall zutage geführt hatte, erlange die Vorgeschichtsforschung durch die Landesaufnahme eine Vollständigkeit des Materials, wie sie der Forschung bisher überhaupt noch niemals zur Verfügung gestanden habe, abgesehen von den großen Plangrabungen, die in den letzten Jahren in Schleswig-Holstein an verschiedenen Stellen durchgeführt worden seien, vor allen Dingen in Haithabu.

Der besondere Wert der vorgeschichtlichen Landesaufnahme beruht aber nicht nur in der Ermittlung des eigentlichen Denkmals- und Fundbestandes, sondern in der Feststellung aller der Tatsachen, die uns den so spröden vorgeschichtlichen Fundstoff erst näherbringen.

Ebenfalls ein Schritt vorwärts in der Erkenntnis des germanischen Altertums war das Referat von Dr. Werner Müller-Berlin, der über „germanische Sonnenortung“ sprach. Er führte den Nachweis, daß die Verehrung des Göttlichen im germanischen Kulturkreis auf das Engste mit den Himmelsrichtungen verknüpft gewesen sei. Noch heute sei das Bauernhaus in Friesland usw. nach dem Kompaß ausgerichtet. Auch die schwedisch-dänischen Landesrechte des Mittelalters gingen von einer Ortung der Dorfanlage aus. Auch in England sei diese „Sonnenfall-Regelung“ anzutreffen. Außer Haus und Dorf sei auch der Gau nach den Haupthimmelspunkten ausgerichtet gewesen. Das altfriesische Gesetz schreibt vor, daß die Hauptgaukirche auf einem Weg-

kreuz zu liegen habe, dessen Arm nach Norden, Süden, Osten und Westen zeige, die den Gau dann bis zu seiner Grenze durchzogen und in vier Teile aufteilten. Es handele sich bei diesen Grenzortungen nicht um mathematisch genaue Abspiegelungen des Richtbildes. Die Lage nach den Himmelsrichtungen sei vielmehr nur eine ungefähre, sie sei nur angedeutet. Die Ortung sei also im Leben der Germanen ein Symbol gewesen, nicht eine astronomisch-mathematische Fixierung.

Die wichtigste Stelle sei immer die Mitte des Ortungskreuzes. In Friesland hat hier die Hauptkultstätte und der Hauptkirchhof gelegen. In Friesland seien an diesen Wegkreuz(?)-Friedhöfen noch vereinzelte Reste von Steinblöcken anzutreffen. Man hat also die Kirchen gebaut in der Zeit der Christianisierung. Das einzige Denkmal Deutschlands, in dem ein originaler Steinring fast ohne Veränderung in ein christliches Heiligtum übergegangen sei, sei die „Heidenkirche" vom Odilienberg im Elsaß.

Von diesen Steinringen berichtet der Vortragende, daß sie im wesentlichen geortet gewesen seien, und zwar in der Weise, daß sie nach den wichtigsten Punkten des Jahressonnenlaufes ausgerichtet gewesen seien. Diese Ortung befindet sich auch noch in einigen architektonischen Denkmälern aus der früheren romanischen Zeit. Als solches seien vor allem die Kapelle von Drüggelte bei Soest und das Kirchlein von Belsen bei Reutlingen anzusprechen. Drüggelte sei nach dem Aufgange der Sommersonnenwende ausgerichtet, Belsen nach der Frühlings- bzw. Herbst-Tag-und-Nachtgleiche. Diese Sonnenortung hat im christlichen Kult keine Grundlage, ihr Ursprung sei also in vorchristlicher Zeit zu suchen.

Der Leiter der Forschungsstätte für Hausmarken und Sippenzeichen im „Ahnenerbe", K. K. Ruppel, sprach über „Das Hausmark, als das Symbol der germanischen Sippe". Mit Rücksicht auf die Neuartigkeit und die Bedeutung dieser Ausführungen behalten wir uns vor, auf diese Ausführungen im Zusammenhang noch zurückzukommen.

Grundsätzliche Ausführungen zur Germanenkunde brachte schließlich der Vortrag des Abteilungsleiters im „Ahnenerbe" Dr. Bruno Schweizer, der über das Thema: „Die germanische Dauerüberlieferung in Raum und Zeit" sprach. Er führte aus:

„Germanenkunde wirklich zu treiben und vorwärtszutreiben sei als letzte Auswirkung des großen Umschwungs unserer Tage und als Folgewirkung der völkischen Neuordnung vorbehalten geblieben. Die Wissenschaft sei wieder heiliger Dienst an Volk und Wahrheit geworden. Es gelte das bloß Stoffliche zu überwinden und das verwirkende Bild der einzelnen Überlieferungen durch den Gedanken einer zeitloswirkenden und gestaltenden Kraft germanischer Eigenart zu entwirren. Man müsse es wagen, zum ‚Gesamtgermanischen Denken' durchzustoßen, wie es Otto Höfler auf dem letzten Historikertag in Erfurt in überzeugender Weise aufgezeigt hat. Das Fortleben germanischen Wesens müssen wir uns als einen Erbstrom vorstellen, der sich wie das Erbgut einer einzelnen Sippe teilt und verästelt. Das Ziel sei Ausbau einer germanischen Wesensforschung der ‚germanischen Wesenseinstellung'."

Die Reihe der Vorträge wurde durch Ausflüge nach verschiedenen Denkmälern alten germanischen Glaubens, wie sie uns im lippischen Lande in so reichem Maße erhalten sind, unterbrochen. Die historischen Erläuterungen an diesen denkwürdigen Stätten gab Professor Wilhelm Teudt, der in einem zusammenfassenden Vortrag seine Auffassung über „Kulturumbruch um 800" darlegte. Es handelte sich bei dieser Zeitwende nicht um eine Veränderung der „Realkultur". Der Bruch habe Auswirkung auf Weltanschauung, Ehrbegriffe und Geistesgut zur Folge gehabt und nur Halt gemacht vor dem Innersten, dem Erbgut aus Blut und Boden. Der Nationalsozialismus unserer Tage sei im Grunde nichts anderes als die erste große erfolgreiche Gegenwirkung gegen den Kulturumbruch um 800.

—up—

Vom heidnischen Symbol zum Heiligen-Attribut

Von Alfred Pfaff, Solln

Die im Januarheft 1938 von „Germanien" erschienene Abhandlung: „Der Hirsch im germanischen Volksglauben der Vorzeit" von Volkmar Kellermann gibt Veranlassung, hier ein Teilergebnis aus einer größeren, in Arbeit befindlichen Untersuchung vorwegzunehmen. Wie es Kellermann gelingt, durch drei Jahrtausende hindurch, von den Felszeichnungen in Bohuslän bis zur Wikingerzeit, immer wieder den Hirsch als in der germanischen Glaubensvorstellung fest verankert nachzuweisen, so zeigte andererseits Professor A. Becker im Maiheft 1936 von „Germanien" gleicherweise, wie im Mittelalter dann der Hirsch aus der Sage in die Legende überführt wurde, während in manchen Volksbräuchen die Erinnerung an seine uralte kultische Bedeutung bis in unsere Zeit hinein wachgeblieben ist.

In guter Übereinstimmung hiermit stehen die wortlosen bildlichen Darstellungen in den Bauernkalendern des 14. bis 17. Jahrhunderts. Dort erscheint jeweils am 29. März das Hirschsymbol in wechselnder Gestalt. So finden wir 1548[6] den Kopf des Hirschen (Abb. 1), 1567[9] einen Heiligen mit einem Hirschen (Abb. 2) und endlich das Hirschgeweih mit dem christlichen Kreuz in den Jahren 1567[8] (Abb. 3), 1586[11] und 1598[13]. Nun ist der 29. März dem heiligen Eustachius geweiht, von welchem die Legende erzählt, daß ein von ihm auf der Jagd verfolgter Hirsch sich in höchster Not gewendet und das strahlende Kruzifix im Gehörn gezeigt habe. Eine Legende will aber kein Tatsachenbericht



1 2 3

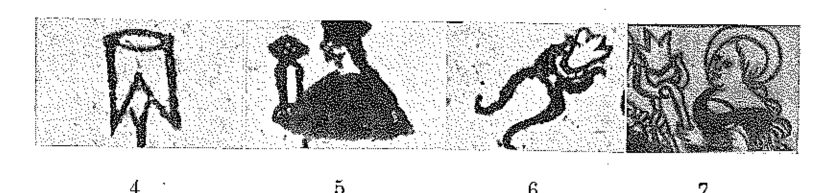
sein, sondern sie ist frei erfundene Dichtung. So darf auch in diesem Fall vermutet werden, daß das aus germanischer Zeit her für den 29. März überlieferte Hirschsymbol das Primäre ist, und die Anregung zur Legendendichtung gegeben hat.

In dieser Weise bietet das Bildermaterial der mittelalterlichen Bauernkalender die reizvolle Möglichkeit, vorgeschichtliche Symbole auf ihrem Weg in den, in seiner Frühzeit noch durchaus heidnisch anmutenden, christlichen Kalender zu verfolgen, und dort ihre schrittweise Wandlung zu christlichen Heiligenattributen zu beobachten. Betrachten wir in den Bauernkalendern etwa die Bildbeigaben zum 9. Februar, so finden wir im Jahre 1500[2] den in Abb. 4 dargestellten Gegenstand, welcher weder mit irgendeinem christlichen Attribut irgendeines Heiligen eine Ähnlichkeit zeigt, noch auch etwa ohne weiteres als vorchristliches Symbol zu belegen ist. Im Kalender von 1542[3] erscheint nun am 9. Februar eine Heilige, welche einen Gegenstand in der Hand hält, der unverkennbar die Form der eckigen Odalrune zeigt, wie sie uns aus der angelsächsischen Runenreihe geläufig ist (Abb. 5). Das Jahr 1548[5] bringt am 9. Februar ebenfalls, jetzt aber in runder Form, die Odalrune, welche nun eine dreizackige Krone trägt (Abb. 6). Diese Krone ist hier, und mehr noch in den weiter folgenden Abbildungen, fast identisch mit unserer Abb. 4 aus dem Jahr 1500, wenn man diese umkehrt.

In anderen, gleichzeitigen, aber dem kirchlichen Einfluß stärker unterliegenden Bauernkalendern finden wir hingegen am 9. Februar eine Heilige mit einer mächtigen, wohl aus

der Odalrune abgeleiteten Zange, in welche die dreizackige Krone eingeklemmt ist. Abb. 7 zeigt die Darstellung aus dem Bauernkalender von 1544[4].

Damit aber hat sich gleichzeitig die alte heidnische Odalrune zum christlichen Attribut einer Heiligen gewandelt. Der 9. Februar ist nämlich der Tag der heiligen Apollonia,

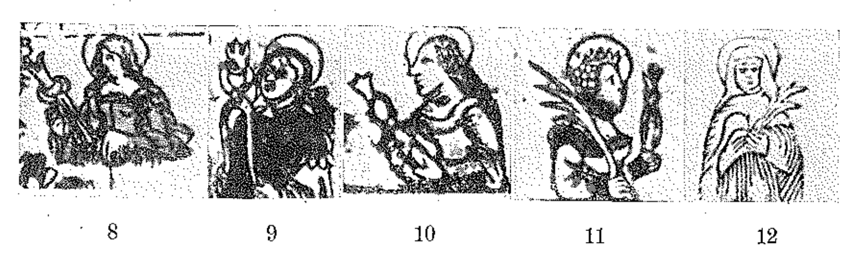


4 5 6 7

welche in unserem Bild mit einer Zange dargestellt ist, in welcher sie angeblich einen Zahn hält, denn sie ist die Heilige, welche bei Zahnschmerzen angerufen werden soll.

Hiermit ist jedoch die Entwicklung noch keineswegs abgeschlossen, sondern wir sehen vielmehr, wie in der Folgezeit das christliche Attribut allmählich seine noch vorhandene Ähnlichkeit mit dem heidnischen Symbol immer mehr verliert. So finden wir, daß in den Kalendern von 1548[6] (Abb. 8), 1567[9] (Abb. 9) und 1567[7] (Abb. 10) die Zange sowohl wie die Krone bzw. der Zahn, immer mehr an Größe einbüßen, um im Kalender von 1586[11] (Abb. 11) kaum mehr als solche kenntlich zu sein. In diesem Bauernkalender trägt jetzt die Heilige außer der kaum mehr erkennbaren Zange mit der Krone noch einen Palmenzweig. Und in dem Kalender von 1867[16] (Abb. 12) sind Zange und Krone ganz verschwunden, und die heilige Appolonia hält in den betend gefalteten Händen nur noch einen Palmenzweig. Damit sind dann alle Erinnerungen an die einstige Geburt aus heidnischer Zeit und aus heidnischem Symbol endgültig ausgelöscht.

Ein in mancher Hinsicht ähnlich lehrreiches Bild bietet der 10. August. In Abb. 13 ist das Geleitbild dieses Tages aus dem Bauernkalender von 1398[1] wiedergegeben. Es ist das charakteristische Symbol der „Mutter Erde", wie es von urältester Zeit her vielfach belegt ist und auch in den alten Runenstabkalendern immer wiederkehrt: ein waagerecht oder senkrecht gestreiftes oder netzförmig unterteiltes rechteckiges Feld, in welchem hier eine (weibliche?) Figur steht. Auch im Kalender von 1500[2] ist dieses Symbol noch deutlich zu erkennen, wenn auch jetzt die Ecken stärker betont sind, und dem Feld ein sinnwidriger Griff angefügt wurde (Abb. 14). Im Bauernkalender von 1548[5] erscheint dann ein Heiliger, welcher einen ähnlichen, jetzt vielleicht als Rost erkennbaren, Gegenstand über die Schulter gelehnt trägt (Abb. 15). Diesen Rost sehen wir auch im Kalender von 1567[9],

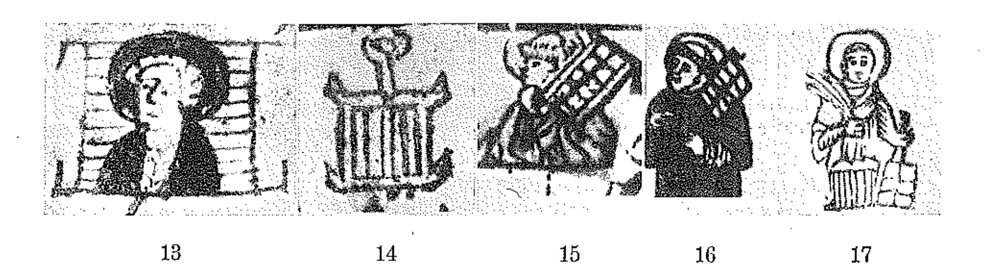


8 9 10 11 12

doch hat er nunmehr bedeutend an Größe verloren und wird von dem Heiligen an einem langen Stiel getragen (Abb. 16).

Nun ist der 10. August der Tag des heiligen Laurentius, welcher der Legende nach den Märtyrertod auf einem Rost über glühenden Kohlen erlitten haben soll, weshalb ihm der Feuerrost als Attribut zugesprochen wird. In diesem Fall dürfte sich also das heidnische Symbol der „Mutter Erde" in den Brandrost des Märtyrers gewandelt haben.

Aber auch dieses Heiligenattribut verliert in den späteren Bauernkalendern an Bedeutung und ist im Kalender des Jahres 1867[16] wohl nicht mehr als Rost zu erkennen, dies um so weniger, als auch in diesem Fall der Heilige außer dem Rost, aber viel stärker betont als dieser, einen Palmenzweig trägt (Abb. 17).

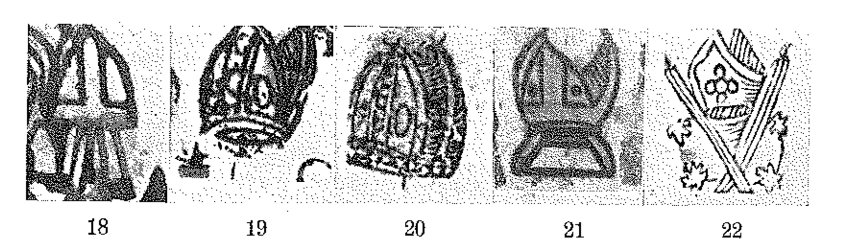


13 14 15 16 17

Etwas abweichend von diesen Beispielen verhält sich der 3. Februar in den mittelalterlichen Bauernkalendern. Von dieser Jahreszeit spricht Prof. Herman Wirth in seiner „Heiligen Urschrift der Menschheit" und sagt von ihr in bezug auf die Überlieferung der Runenstabkalender auf Seite 551 seines Werkes: „Am 3. Februar steht noch das Zwei-Berge-Zeichen." Dieses „Zwei-Berge-Zeichen" ist von Herman Wirth an einer Reihe vorgeschichtlicher Fundstellen nachgewiesen, und wird von ihm in runder Form: ∩∩ oder in eckiger Form: ΛΛ wiedergegeben. Es wäre also gewissermaßen das heidnische Charakteristikum des 3. Februar. An diesem Tage feiert die katholische Kirche das Fest des heiligen Blasius, der als Nothelfer hauptsächlich bei Halsschmerzen angerufen wird. Seine Attribute werden von Dr. Joh. Stadler in „Vollständiges Heiligen-Lexikon, Augsburg, 1858 bis 1883" wie folgt beschrieben:

„Was endlich die Darstellung betrifft, so wird er abgebildet als Bischof mit Infel, in der rechten Hand den Hirtenstab, in der linken zwei brennende Kerzen; oft einen eisernen Hechel neben sich, häufig wie ein Rechen gezeichnet. Bisweilen wird er auch als Eremit abgebildet, mit Schweinskopf und allerlei Getier und Geflügel neben sich; oder im Kerker mit einem halbtoten Kind neben sich — Darstellungen, die ihre Erklärung im Vorausgehenden finden."

In unseren Bauernkalendern ist nun von allen diesen Attributen so gut wie nichts zu finden, vielmehr ist dort mit großer Regelmäßigkeit lediglich eine Bischofsmütze* dargestellt, und zwar in zweierlei Form. In den Kalendern von 1500[2] (Abb. 18), 1548[5] (Abb. 19), 1567[8], 1567[10] (Abb. 20) und 1586[11] in der runden, und in den Kalendern



18 19 20 21 22

von 1567[7], 1598[13], 1618[14] (Abb. 21) und 1867[16] (Abb. 22) in der spitzen Form. Es ist bekannt, daß die, Ende des elften Jahrhunderts entstandene Inful in der Folgezeit eine große Zahl von Formwandlungen durchgemacht hat, immerhin kann es auffallen, daß hiervon in den Bauernkalendern stets entweder die ausgesprochen runde oder die ausgesprochen spitze Form erscheint. Es liegt somit zum mindesten der Gedanke nahe, daß das

* Bischofsmütze oder Infel oder Inful.

heidnische „Zwei-Berge-Zeichen" unter nur ganz geringer Wandlung im christlichen Kalender als Bischofsmütze wieder erscheint. Nur in den Kalendern von 1542[3], 1544[4] und 1567[9] erscheint der Heilige als Bischof mit einer brennenden Kerze und mit oder ohne Bischofsstab, aber auch in diesen Darstellungen ist die Bischofsmütze meist besonders stark betont.

Ein anderes Beispiel: Professor Herman Wirth bringt im Bilderatlas zu seiner „Heiligen Urschrift der Menschheit" auf Tafel 384 unter Nr. 3 die Wiedergabe einer skandinavischen Felszeichnung, spätestens der Bronzezeit zugehörig, in welcher, wie in vielen anderen, ein Schiff dargestellt ist. Bemerkenswert an dieser Schiffszeichnung ist, daß beide Schiffssteven je in eine fünffingrige Hand münden und daß beide nach vorne gerichteten Handflächen je eine kreisrunde Scheibe tragen. Eine ganze Anzahl Darstellungen des gleichen Motivs, d. h. erhobene Hände, welche kreisrunde Scheiben tragen, belegt Herman Wirth auf den Tafeln 381 bis 384 seines Bilderatlas und schreibt dazu auf Seite 733 seines Werkes:

> „Die erhobenen zwei Hände bzw. das erhobene Armpaar Gottes, Sinnbild des Ψ auferstandenen, wiedergeborenen Gottessohnes und Heilbringers, der als der sommersonnenwendliche, mittsommerliche, die hohe Sonne des Jahres, Wachstum und Erntesegen spendend, in den Handflächen — — —"

Fast wie eine Illustration zu dieser Beschreibung muten jene Darstellungen an, welche wir in den verschiedenen Bauernkalendern am 4. Oktober finden; zu einem Zeitpunkt also, an welchem wir von jeher und auch heute noch das Erntedankfest feiern. Auch hier gilt es ja, der über uns stehenden, „Wachstum und Erntesegen spendenden" Macht Dank zu sagen. So zeigt uns der Kalender von 1398[1] einen Heiligen mit erhobenen, übertrieben groß gezeichneten Händen, ein Bild, welches lebhaft an die vielen entsprechenden Felsbilder in Bohuslän erinnert (Abb. 23). Die Zeichnung in diesem Kalender ist zwar stark verblaßt, doch lassen sich die etwa an den Daumenwurzeln sitzenden Sonnenscheiben gut erkennen. Am schwächsten sind die Hände erkennbar, welche bis über den Heiligenschein hinaufragen und allein größer sind als die ganze übrige Halbfigur.

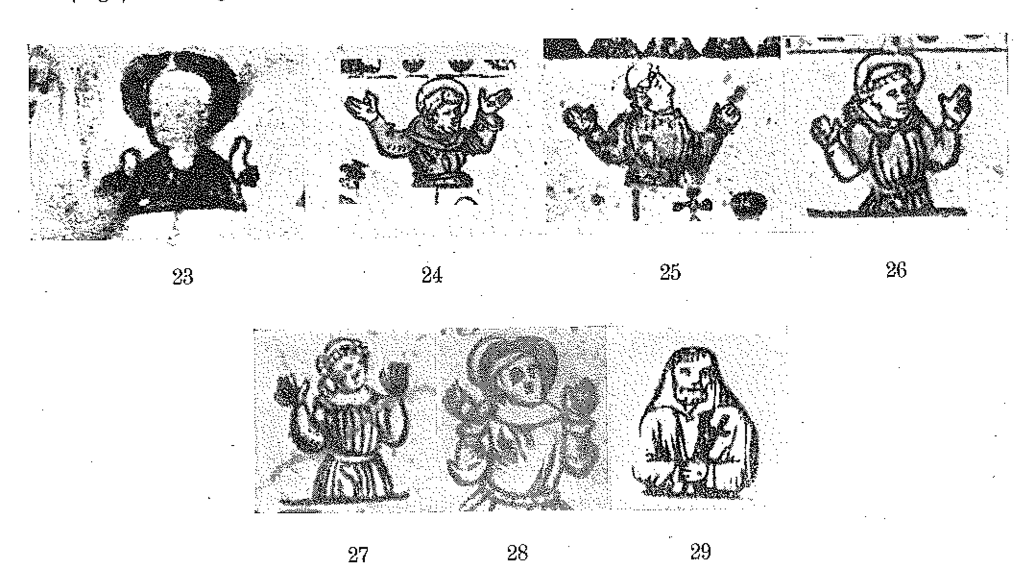
Im Kalender von 1548[6] (Abb. 24) sind die Hände schon von normaler Größe, die Sonnenbilder wesentlich kleiner, die Arme weit seitlich emporgestreckt. In den Kalendern von 1567[10] (Abb. 25), 1567[7] (Abb. 26), 1596[12] (Abb. 27) und 1631[15] (Abb. 28) verliert sich immer mehr der eigentliche Charakter der Darstellung, die Arme sinken zusammen und die Sonnenbilder sind kaum mehr oder überhaupt nicht mehr zu erkennen. Im Kalender von 1867[16] endlich sind die Arme über der Brust gekreuzt, und die geschlossenen Hände halten ein Kreuz (Abb. 29).

Nun ist der 4. Oktober der Tag des heiligen Franziskus, von welchem es im „Heiligen-Lexikon von Stadler" heißt:

> „Was nun die Abbildung des Heiligen betrifft, so geschieht sie auf mannigfache Weise. Manchmal wird hierzu der Moment gewählt, in dem er die Wundmale empfängt. Der Seraph mit dem Bildnis des Gekreuzigten erscheint oben in der Luft. Strahlen von den Wunden des Herrn treffen auf den heiligen Franziskus, der in heiliger Betrachtung nach dieser wunderbaren Erscheinung hinsieht. Manchmal wird der Heilige aber auch abgebildet in einsamer Betrachtung, und es werden ihm dann Kreuz, Nägel, Geißel, Rosenkranz und Totenschädel als Gegenstände beigegeben, auf die er mit besonderem Ernste hinblickt. Immer aber trägt er sein Ordenskleid sowie die Wundmale."

Man kann nicht gerade sagen, daß das hier entworfene Bild sich in den Darstellungen der Bauernkalender erkennbar widerspiegelt; von allen den hier aufgezählten Attributen ist dort kaum etwas zu finden. Wohl aber sehen wir, daß die durchaus heidnischen, übergroßen Hände, wie sie uns in einer ganzen Reihe von bronzezeitlichen Felsbildern be-

gegnen, im Bauernkalender von 1398 noch auftreten, um gleichzeitig aber auch schon wieder zu verschwinden, ohne von einem Dichter in einer Heiligenlegende besungen worden zu sein. Die in den Händen getragenen Sonnenbilder, das Symbol von „Wachstum und Erntesegen", werden im christlichen Kalender zum Widerschein der Wundmale Christi, verblassen aber später ebenfalls bis zur vollständigen Unkenntlichkeit. Und aus der segenspendenden Lichtgestalt der Gottheit mit den zum Himmel gereckten Armen wird schließlich der in sich zusammengesunkene Mönch mit dem christlichen Kreuz in den über der Brust gefalteten Händen.



23 24 25 26

27 28 29

Auch hier ist es, wie in allen anderen Beispielen, durchaus möglich, Bauernkalender aus früher Zeit aufzufinden, welche schon starkem kirchlichen Einfluß unterlagen und welche daher damals schon mehr christliches Gepräge tragen, während andere Kalender anderer Herkunft sich noch in späterer Zeit viel mehr ihre heidnischen Anklänge bewahrt haben. Darauf aber kommt es nicht an, sondern wichtig und ausschlaggebend sind nur Ausgangspunkt und Endergebnis, und sie sind Symbole zweier verschiedener Welten, zwischen welchen eine versöhnende Brücke zu schlagen im Laufe von zwei Jahrtausenden nicht gelungen ist.

(Schluß folgt.)

Der Untergang der alten Kultur auf den Heidehöfen der Lüneburger Heide (Schluß)

Von Paul Albers, Hamburg-Marmstorf

Mit dem Anbau der Stuben hat das alte, im Grundgedanken großartige Einraumhaus endgültig sein Ende erreicht, der Einheitsgedanke des Altsachsenhauses, Mensch, Tier und Wirtschaftsführung in einem einzigen Bau zusammenzufassen, ist dagegen zunächst noch festgehalten worden. Er hat sogar dadurch noch eine Steigerung erfahren, daß in einzelnen Gegenden und Fällen der Dönzenanbau als ein besonderer, über den Langbau hinausragender Querbau, und zwar zweigeschossig, vor das Langhaus gelegt wurde, so daß nunmehr eine ausgeprägte T-Form des Gesamthauses entstand. Das einheitliche Baugefüge des Altsachsenhauses wurde dadurch freilich völlig beseitigt. Andererseits bedeutet diese Neuerung eine Steigerung der Zusammenfassung der Wirtschaftsführung im

Bauernhause, indem das Obergeschoß des Dönzenquerbaues nunmehr allein für Speicherzwecke, vornehmlich zur Aufbewahrung von Korn, der Webe- und Spinngeräte und anderer Gegenstände verwertet wurde, die bisher in besonderen Speichergebäuden, den „Spikern", wie der Bauer sie nannte, untergebracht waren. Dieser Anbau, der zutreffend „Dönzenspeicher" genannt wird, stellt, wie das Bild zeigt, einen ausgesprochenen Sonderbauteil dar, der mit dem Wesen des Langbaues nichts mehr gemein hat. Er ähnelt in seiner Ausgestaltung dem hervorragenden und schönsten aller Speicher, dem von Wriedel. So eigenartig und eindrucksvoll dieses Dönzenspeicherhaus in seiner Gesamtgestalt ist, es ist bereits eine Abkehr vom baulichen Grundgedanken des Altsachsenhauses, es ist beginnende Auflösung.

Die alte heilige Herdstelle mit dem Kesselhaken, der im Leben des Bauern seit je eine hohe Bedeutung hatte und Sinnbild seines Eigentums an der Hofstatt, auch häufig eine Markung der Gaugrenze und der Grenzen der bäuerlichen Holzungen bildete, blieb zunächst noch, und an vielen Stellen ist sie bis in die neuste Zeit benutzt worden.



Abb. 7. Treppenspeicher, früher in Wriedel, Krs. Uelzen, Baujahr 1536. Altgestalt um 1906

Aufn. unbekannt

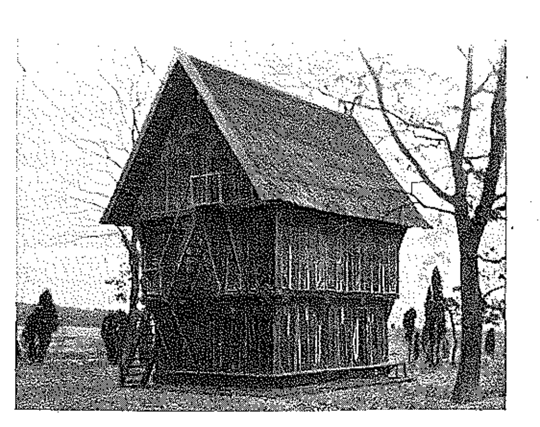


Abb. 8. Wriedeler Speicher von 1536 jetzt auf Einzelhof Günne, Kr. Uelzen

Aufn. Verfasser



Abb. 9. Ekenboltentun in Schmarbeck auf Vollhof Tewes, Alte Form

Aufn. Verfasser

Mit dem Anbau der Dönzen ist vermutlich der Einbau von Seitentüren in das Flett schon früh Hand in Hand gegangen. Vielleicht begnügte man sich zunächst mit einem Ausgang nach der Seite, wo später stets der Brunnen, der Sod, und der Speicher lagen. Es ist aber auch sehr wohl möglich, daß dieser Türeinbau schon vor dem Dönzenanbau erfolgt ist.

Als dann schließlich die bisher nach der Diele offenen Viehställe auf der einen oder gar beiden Seiten durch vorgezogene Wände abgeriegelt wurden, war von dem alten Zustand des Hauses wenig mehr vorhanden, vornehmlich dort, wo schon vorher Stallteile am oberen Ende vor dem Flett durch Einbau kleiner Kammern beseitigt waren. Es kann hier nicht darauf eingegangen werden, ob diese vielfachen Veränderungen des Urhauses in allen Einzelfällen eine wesentliche Verbesserung, auch nutzungsgemäß, bedeutet haben. Eins ist gewiß, Sinn und Wesen der Altgestalt, ihr klarer Aufbau, ihre Einheit und Einheitlichkeit eilten dem Untergang entgegen. Eine neue gleichwertige Schöpfung war weder im Werden, noch viel weniger wurde sie versucht oder gesucht.

Dem Hause, vom Bauern seit alters kurz „dat Hus" genannt, standen noch andere Baugebilde auf dem weiten Hofraum als unentbehrliches Zubehör zur Seite. Jede Einrichtung hatte ihren sinngemäßen Platz, d. h. sie stand dort, wo sie ihrer Aufgabe am besten gerecht wurde und sich dem Einheitsgedanken des Bauernhofes am zweckdienlichsten einordnete.

Ein Bauwerk auserlesener Art war der Speicher. Er hat in der Heide seine Sonderart durch die außen am Giebel oder an beiden Giebeln angebrachte Treppe, eine Einrichtung, die nirgends so allgemein ist, wie in der Heide, und daher zu dem Namen „Trippenspiker" geführt hat. Neben dem Hause hat der Zimmermann an diesem Baugebilde das Meisterwerk seiner hohen Handwerkskunst am eindringlichsten gezeigt. Aus erlesenem, ältesten Eichenholz von oben bis unten, einschließlich der Holznägel und der

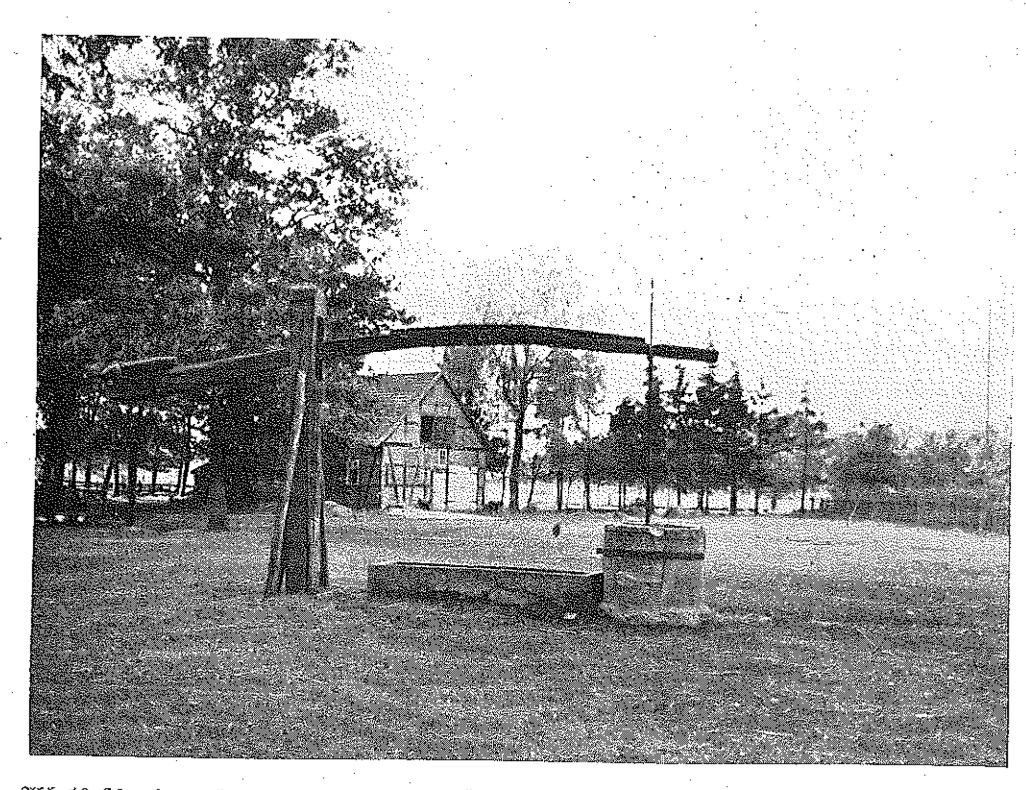


Abb. 10. Isernhagen-Hannover 1651 (Inschrift). Ältester bisher festgestellter Sod mit Sandstein-Brunnenkranz
Aufn. Verfasser

Türschlösser erbaut, überdauern sie bei pfleglicher Behandlung Jahrhunderte. Das zeigt der herrliche Speicher von Wriedel, der noch in seiner Urgestalt steht und vor 30 Jahren durch Ankauf von Herrn Landrat i. R. Albrecht-Ülzen vor der Vernichtung bewahrt wurde. Damals wie noch heute eine vorbildliche Tat der Achtung hochwertigen Ahnenerbes.

Hier und da haben die Speicher sogar doppelte Bohlenwände und ermöglichen dadurch hervorragend die Benutzung als Schlafstätte im Sommer und Winter. Die Speicher dienten mannigfachsten Vorrats- und Aufbewahrungszwecken, ursprünglich in erster Linie für Korn (spica heißt Ähre), dann für geräuchertes Fleisch, ferner für die Unterbringung der Festtagskleider der bäuerlichen Sippe im eichenen Schrank und für das Linnen in der Lade, für Hanf, Wolle und deren Bearbeitungsgeräte, Spinnrad und Webstuhl. Also eine mannigfache Verwertung dieses kleinen Bauwerks, das bald eingeschossig war, bald zwei Geschosse und zwei, drei oder sogar vier Speicherräume hatte. Der Speicher stand in der alleinigen Obhut der Bäuerin. Sie hatte die Schlüssel, also Schlüsselgewalt. Auf den größten Höfen standen, wie z. B. noch heute in Rodehorst, bis zu fünf Speicher. Unmittelbar neben dem Flett, nahe dem Speicher, befand sich auf jedem Bauernhof der Sod mit Bornwippe oder bei besonders tiefer Wasserlage mit der Kettenwinde. Einst aus Eichenbohlen nach Schachtart viereckig, dann aus Felssteinen kreisrund und von etwa 1650 aus Sandstein erbaut, ist er, neuzeitlich in Zement gemauert, bis heute für Notfälle vielfach im Gebrauch erhalten.

Auf keinem Bauernhofe fehlte der Backofen, einst nur eine überdachte birnen-, später kugelförmige Lehmanlage, der später ein kleines Haus zum Teiganrühren vorgesetzt wurde.

Von nicht geringer Bedeutung waren die Schafställe für die Heidschnucken, „Schapkaben" genannt. Einer stand auf dem Hofe, einer auf der freien Heide, auf großen Höfen

deren zwei für zwei Herden von 300 bis 500 Stück in früherer Zeit. Seit den siebziger Jahren, als der Bauer wegen mangelnden Ertrages die Schnucken abzuschaffen begann, die Schafzucht ist in 100 Jahren von etwa einer halben Million Schafe auf zur Zeit etwa 60 000 gesunken, sind sie verfallen, abgebrochen oder dienen auf den Höfen, wo sie schon vor Jahrhunderten vielfach Wandgestalt hatten, als Scheunen zur Unterbringung von Wagen, allerlei Ackergerät, Stroh und anderen Dingen, beim Fehlen der Schafe dem Untergang geweiht.

Schließlich ist noch der Scheune zu gedenken, die ebenso wie Speicher und Schafstall auf fast allen Höfen stand und sehr dem Wandschafstall glich, so daß beide oft nur schwer zu unterscheiden sind. Vielfach ist ihr schon in frühen Zeiten ein Wagenschauer in ganzer Länge angekübbt. In der Gestalt ähneln beide dem Hause durch Langbau, tief herabgehendes Dach und große Tore. Der Giebel ist meist abgewalmt.

Das ist das Gesamtbild des Heidehofes, d. h. der Baulichkeiten, die er birgt. Fast überall stand in seiner unmittelbaren Nähe noch der Immentun.

Die gesamte Anlage des Bauernhofes ist durchseelt vom blutsgeborenen Willen zu artgemäßer Schönheitsgestaltung, der jedoch niemals Selbstzweck ist, sondern den Sinn der Anlage Grundgesetz sein läßt, sich mit ihm also zu innerer Einheit verbindet. Wir finden den Schmuck im Flett an den Kopfbändern, d. h. den Schräghölzern, die den Höftständer an allen mit der Lucht und am Übergang zur Diele mit dem Querbalken verankern. Dabei tragen die beiden Kopfbänder an der Feuerwand in früherer Zeit, d. h. bis etwa 1650, stets reicheren Schmuck, auf den der Blick beim Eintritt von der Diele her ins Flett stets fallen muß. Dieser Schmuck in der Gestaltung des Kopfbandes an

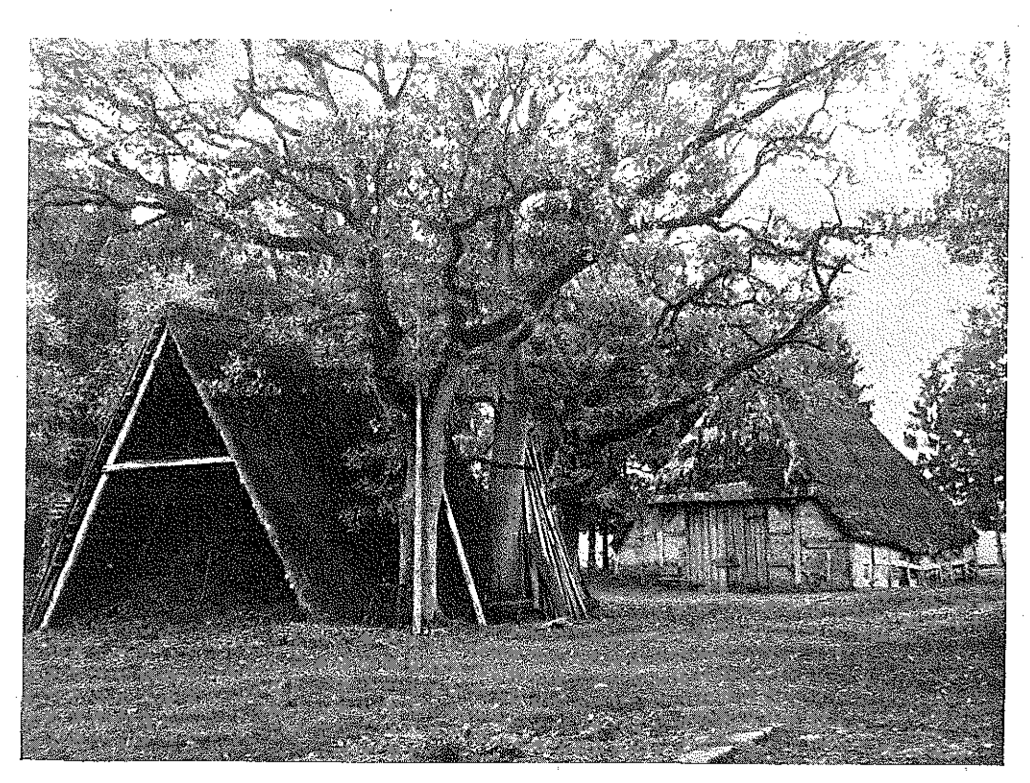


Abb. 11. Hof-Schnuckenstall (Schapkaben) mit Vollwalm und tief herabgezogenem Kübbungsdach. Im Vordergrund der dazu gehörige Heidschur. Alter 250–300 Jahre. Landkreis Harburg
Aufn. Verfasser



Abb. 12. Wehlen, Meyers Hus, Hofschafstall, 250 Jahre — Aufn. Verfasser

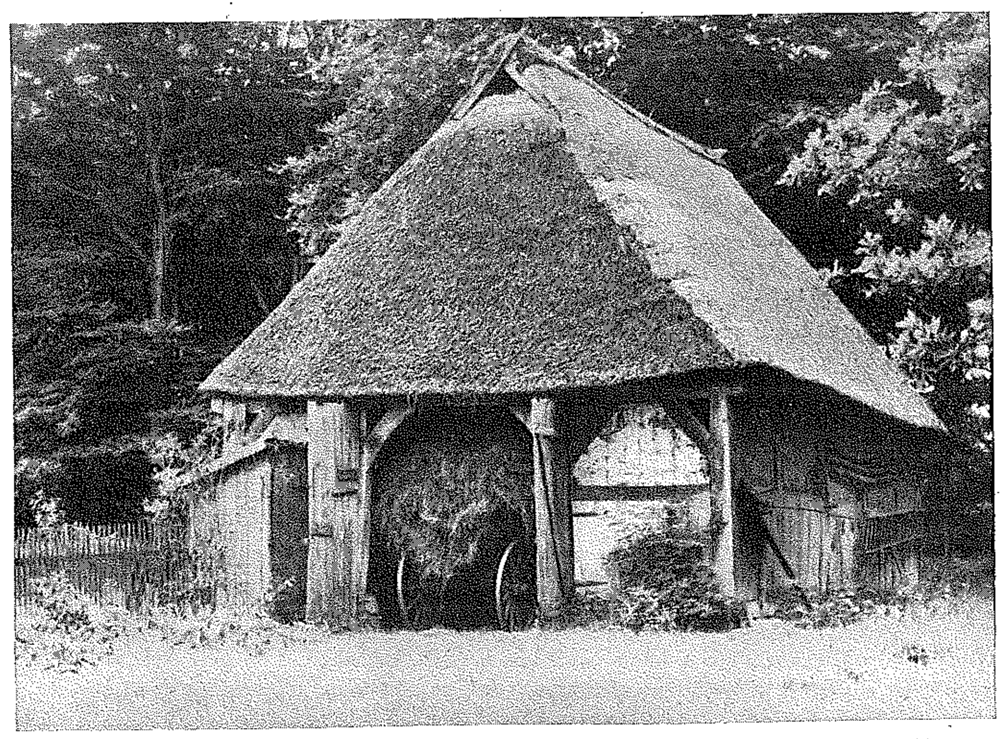


Abb. 13. Die Zehntscheune auf einem Köthnerhof in Undeloh. Altzustand. Baujahr um 1700 — Aufn. Verfasser

dieser Stelle und in der Bereicherung der Stirnfläche ist mannigfachster Art gewesen, wovon noch die wenigen Überreste aus der Zeit um 1600, die ich fand, Zeugnis ablegen.

Einfacherer Art ist die Schmuckgestaltung der beiden anderen Kopfbänder, denen dann auch alle Kopfbänder glichen, die auf der ganzen Diele saßen. Die im Bild gezeigten Kopfbänder befinden sich an der Feuerwand. Die beiden Kopfbänder an der Feuerwand weichen dann auch noch in sich wieder voneinander ab.

Mit reichem Schmuck waren auch die Giebelwände des Hauses versehen, beide in verschiedener Durchführung, hier naturgemäß nur die Fußbänder, die den Fuß der Pfosten mit dem großen Querbalken verankern. Das Bild mit der Ähre oder der Fischgräte auf dem Dreiecksstück spricht beredt genug. Kein Fußband pflegte anfangs in solchen Fällen dem anderen zu gleichen. Auch die Schwellenbalken des Dachgeschosses von Haus und Speicher wurden mit Zierformen bedacht. An dem Wriedeler Speicher finden wir das Flechtband in schöner eigenartiger Gestalt, dessen Ursprung nach Kossina eine Schöpfung

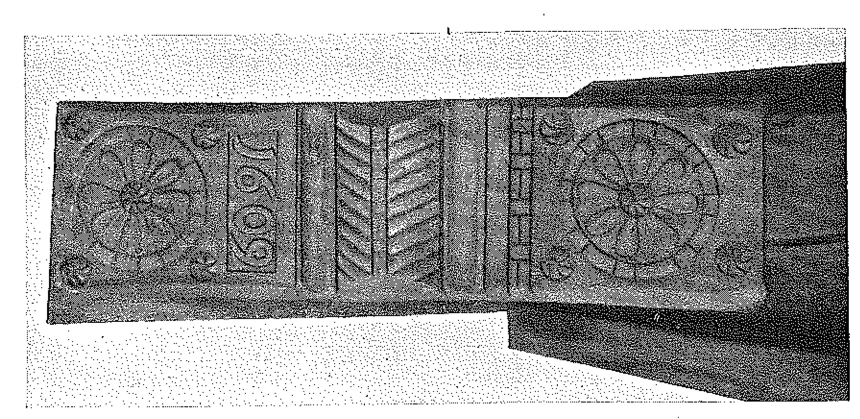


Abb. 14. Kopfband an der Feuerwand im Flett. Großer Einzelhof in Emmingen, Kreis Soltau. Baujahr 1609. Erhabener Kerbschnitt — Aufn. Verfasser

der Langobarden in Italien um 600 sein soll. Er nennt es Sinnbild der schweifenden Phantasie. Sollten die Langobarden diese Schmuckgestalt nicht schon aus ihrer Heimat in die norddeutsche Heide mitgebracht haben? Nicht minder zeigten die Knaggen an den Außenwänden Schmuck, jene kleinen Stücke, die die Träger der aus der Wand herausragenden Stirnbalken sind. Sie finden sich an allen vier Hausseiten, auch an Speichern, Schafställen und selbst an Backhäusern und zeigen mannigfachsten Gestaltwechsel.

Schließlich haben alle Türholme reiche Zier erfahren, besonders die Flett- und die Speichertüren, aber auch bei den Backhäusern findet sich in früher Zeit diese Zier.

Zu allen diesen Schmuckformen gesellt sich dann schon früh der Brauch der Inschriften, sei es des Namens des Bauern und der Bäuerin, des Zimmermanns, allein oder neben dem Bauern, des Baujahres. Sinnsprüche scheinen erst von etwa 1600 an aufzukommen. Die Meißelarbeit am Sandsteinbrunnen ist uns in Isernhagen-Hannover mit der Inschrift Anno 1651 einstweilen als frühestes Beispiel erhalten.

Bei allem Sinn zum Schmuck als Ausdruck gottdurchseelten Schöpfungswillens zeigt sich eine hohe Meisterung des Gehaltes, der Gestaltung und des Umfangs. Auch das ist eine Größe des Heidebauernhofes, die Meisterung des Schönheitswillens und die Herbheit der Gestaltung, die der Vorstellungskraft die Freiheit wahrt. All dies hohe Ahnengut sank gegen 1600 langsam und unaufhörlich herab, es wurde inhaltsärmer, verschwommen, leer oder verschwand ganz.

Was wir heute noch von Überbleibseln auf den Höfen aus der Zeit von 1508 bis etwa 1700 finden, ist hochwertig. Alle Umbauten aber aus der Zeit von etwa 1880 ab sind

das Grausen. Bald werden sie das Hofbild ganz beherrschen, wenn nicht ein schneller, gründlicher Wandel eintritt, der dem ganzen Volke zum Heile wird.

Unter Heidehof wurde bis in unsere Tage vielfach der Bauernhof in der Lüneburger Heide verstanden. Diese Kennzeichnung ist falsch und irreführend und muß zur Klarstellung baldigst beseitigt werden. Der Heidehof ist der Bauernhof im Gesamtkulturraum der Heidschnucken- und Immenwirtschaft. Ihm galt diese Darstellung, sie erstreckt sich also weit über die Lüneburger Heide hinaus.

Die Ausgrabungen der Schutzstaffeln

Von SS-Obersturmführer Dr. R. Höhne

Anschließend an die an gleicher Stelle im Januar dieses Jahres veröffentlichte Zusammenfassung der Ausgrabungen, die der Reichsführer-SS zur Wahrung, Erhaltung und Gestaltung unseres ältesten Ahnenerbes begonnen hat, folgt ein Bericht über die weiteren SS-Ausgrabungen.

Am Südwestrande des Harzes liegt in der Nähe von Bad Lauterberg die Steinkirche in Scharzfeld, eingehauen in die mächtigen Dolomitfelsen des Harzlandes. Die höchste Stelle des Berges trägt eine frühmittelalterliche Wallanlage, und in ihr feiert die Dorfjugend alljährlich das Osterfest durch Abbrennen des althergebrachten Feuers. Auf Grund einer von Prof. Jakob-Friesen, Hannover, durchgeführten Untersuchung hat die Schutzstaffel unter Grabungsleitung von Museumsleiter Karl Schirwitz und Dr. A. Bohmers die als Naturhöhle im Felsen vorhandene, in späterer Zeit ausgemeißelte Steinkirche ausgegraben mit dem Ergebnis, daß hier eine Siedlungsstätte unserer Vorfahren freigelegt werden konnte, deren bisher älteste Spuren in die Zeit der Renntierjäger (also vor etwa fünfzehntausend Jahren) zurückreichten. Reichhaltiges Handwerksgerät aus Feuerstein des letzten Abschnittes der Alt-Steinzeit konnte geborgen werden; außerdem Tausende von Knochen kälteliebender Tiere einer Steppenfauna: Renntier, Berglemming, Alpenschneehuhn, Pfeifhase und noch etwa zwanzig andere verschiedene Arten.

Auf dem Vorplatz dieser Höhle folgt über diesen Schichten eine solche, die beweist, daß hier zur frühgermanischen Eisenzeit unsere Vorfahren gewohnt haben, denn sie hinterließen uns die Reste ihrer Wohnungen und ihres Hausgeräts. Über dieser Kulturschicht liegt wieder ein Gräberfeld von etwa einhundertzwanzig Skeletten, von denen die ältesten in das 8.—9. Jahrhundert, die jüngsten in das 12.—13. Jahrhundert zu rechnen sind. Eigentümlich verstümmelt sind die älteren Skelette, die, wie die Scherben beweisen, zu den Sachsen gehören. So sind z. B. an einem Bestatteten die Hände, das Becken und die Beine abgeschlagen worden, wie aus der wissenschaftlichen Untersuchung hervorgeht. Da man diesen Verstorbenen in einen in den Felsen gemeißelten Steinsarg — im Gegensatz zu den übrigen Skeletten — gelegt hat, ist anzunehmen, daß es sich hier um einen Führer handelt. Das Gräberfeld macht den Eindruck, als ob es sich hier um einen früheren Kriegsschauplatz gehandelt hat. Vielleicht gibt die im Volksmunde bekannte Sage einen Fingerzeig, welche davon spricht, daß die Franken die hier wohnenden Sachsen mit ihrem Führer Dinghardt, ihren Frauen und Kindern überfallen und niedergemetzelt haben. — Seit dieser Zeit muß auf dem Steinberg zu bestimmten Jahreszeiten ein Feuer gebrannt haben, und wenn heute die Osterfeuer brennen, kann man mit Sicherheit annehmen, daß diese Sitte wohl an die tausend Jahre alt ist; denn es finden sich eine Reihe von regelmäßig aufeinanderfolgenden Brandschichten.

Da die Grabung noch nicht abgeschlossen ist, konnten die ältesten Schichten noch nicht erreicht werden.

Eine weitere SS-Ausgrabung wurde auf der Hohe-Birg bei Kochel am See in Obb.

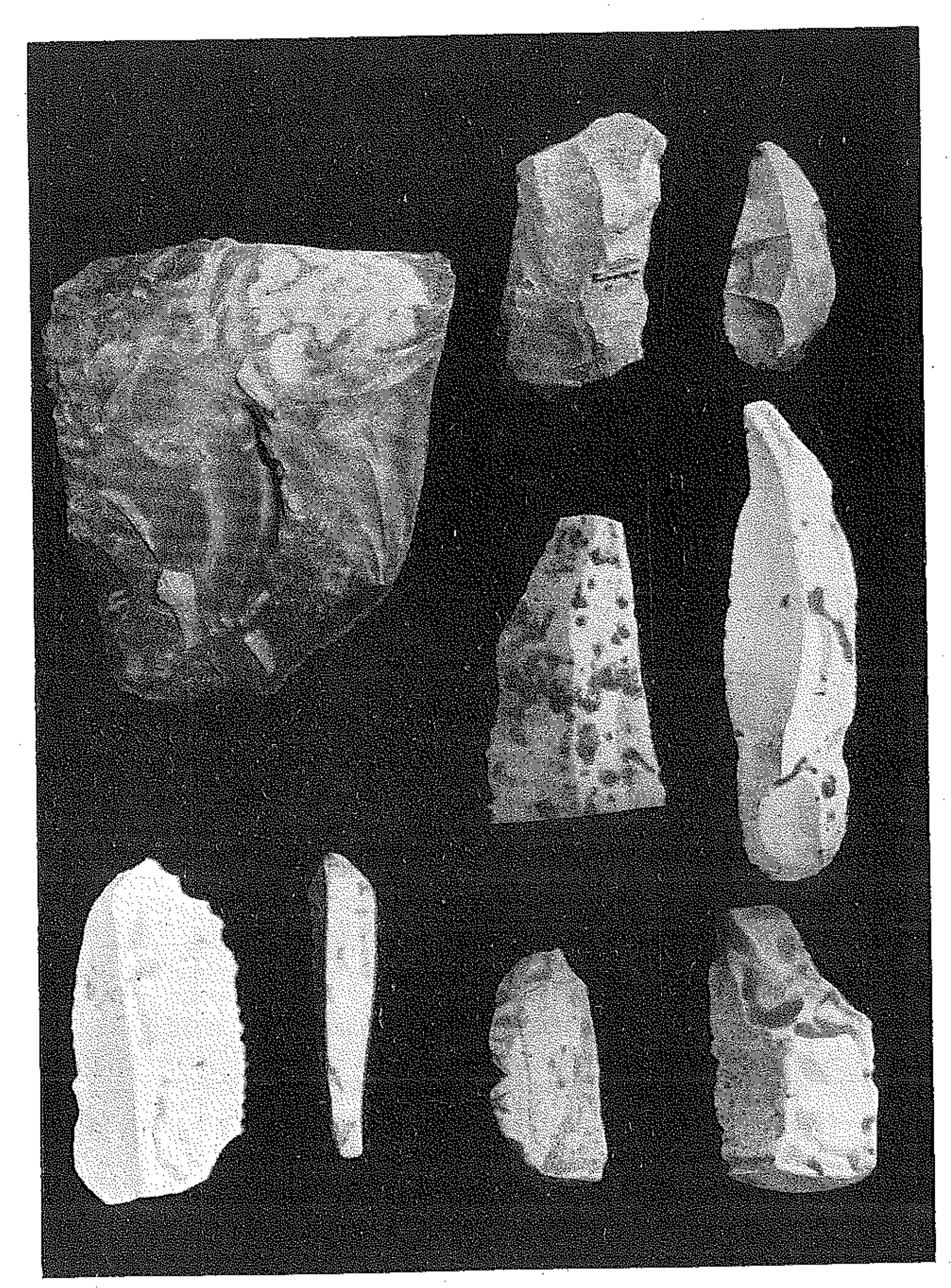


Abb. 1. Steinkirche Scharzfeld. Klingen und Abschläge aus der jüngeren Altsteinzeit

durchgeführt. Auf Grund der bisherigen Untersuchungen hatte man diese Höhensiedlung für eine endbronzezeitliche (Urnenfelder-) Siedlung gehalten. Durch einen Zufall gelang es, einen Bronzedolch in einer Siedlungsschicht zu finden, damit ist die Anlage der Burg bei Alt-Joch in der frühen Bronzezeit (Periode II) sichergestellt. Die nachstehende Skizze zeigt die verschiedenen Schnitte, in welcher die Anlage untersucht wurde. In dem unteren Hauptwall konnte in einer vierreihigen Palisadenwand mit einer Stein- und Lehmpackung die ehemalige Verteidigungsumwallung festgestellt werden.

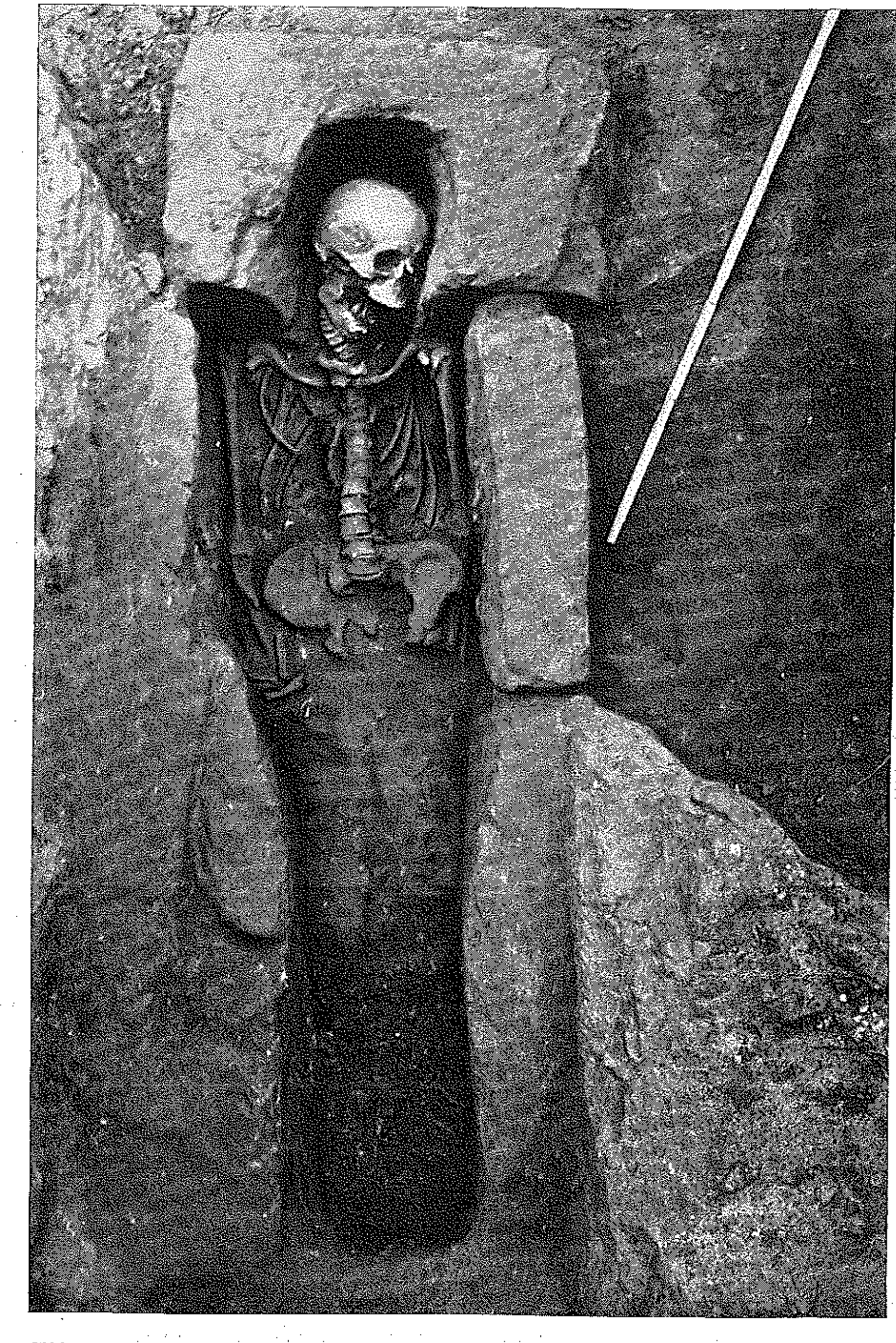


Abb. 2. Steinkirche Scharzfeld. Skelett mit abgeschlagenen Unterarmen, Becken und Beinen in gemeißeltem Steinsarg

Eine andere Ausgrabung wurde auf dem Schloßberg in Tilsit durchgeführt. Diese Burg, Kaustritten genannt, liegt hart an der Memel und ist eine der ältesten und am meisten östlich gelegenen Burgen des Deutschen Ordens. In diesem Frühjahr soll auf dem Schloßberg eine Adolf-Hitler-Schule erbaut werden. Den Fundamentierungsarbeiten mußte eine

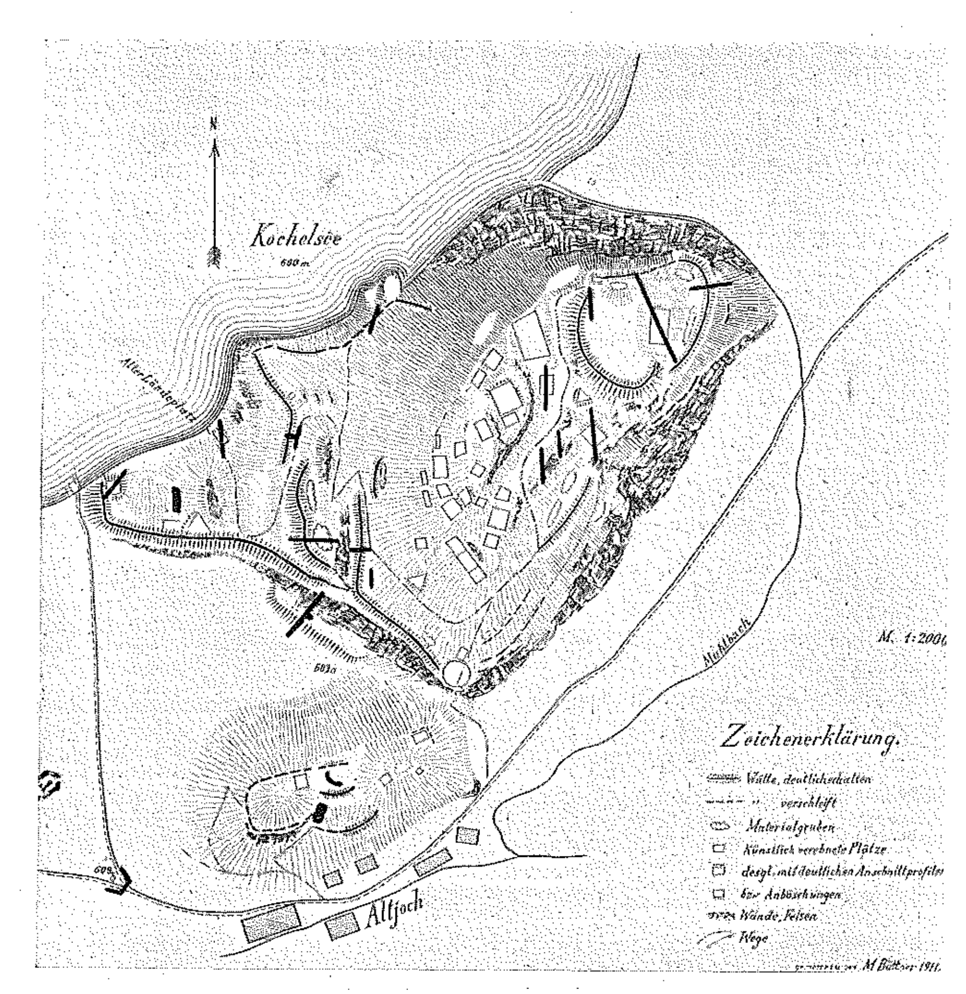


Abb. 3. Hohe-Birg bei Kochel.
Lageplan der frühbronzezeitlichen Höhensiedlung Hohe-Birg bei Alt-Joch/Kochelsee. Die eingezeichneten schwarzen Striche bedeuten die untersuchten Schnitte

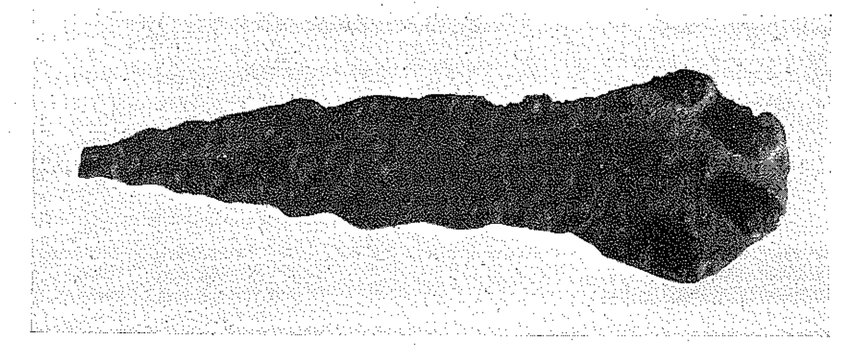


Abb. 4. Hohe-Birg am Kochelsee. Frühbronzezeitlicher Dolch mit 4 Nieten aus der Höhensiedlung Hohe-Birg bei Alt-Joch am Kochelsee. Der Dolchgriff bestand aus vergänglichem Material und hat sich nicht erhalten

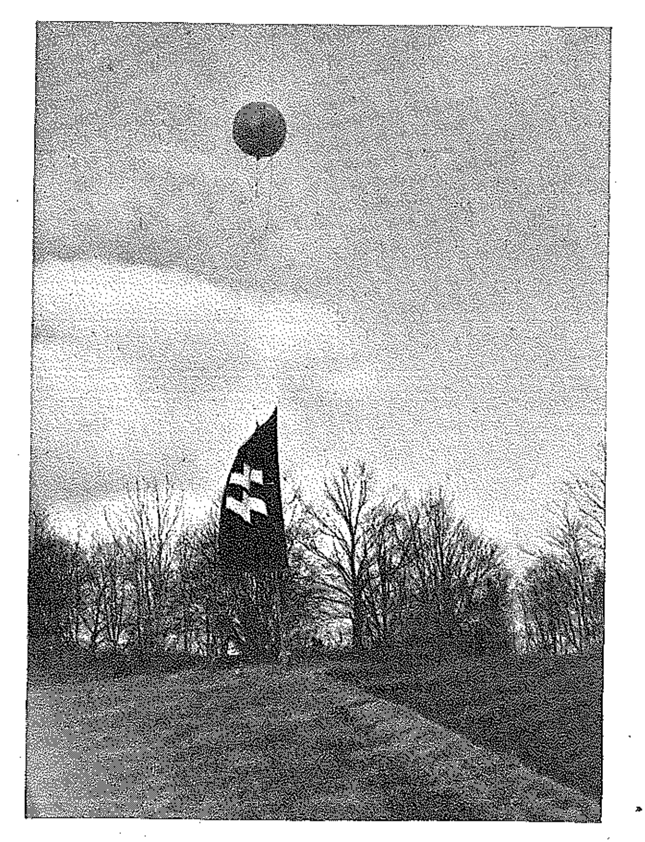


Abb. 5. Schloßberg — Tilsit. Ansicht von der Ballonaufnahme des Grabungsgeländes des Schloßbergs Tilsit

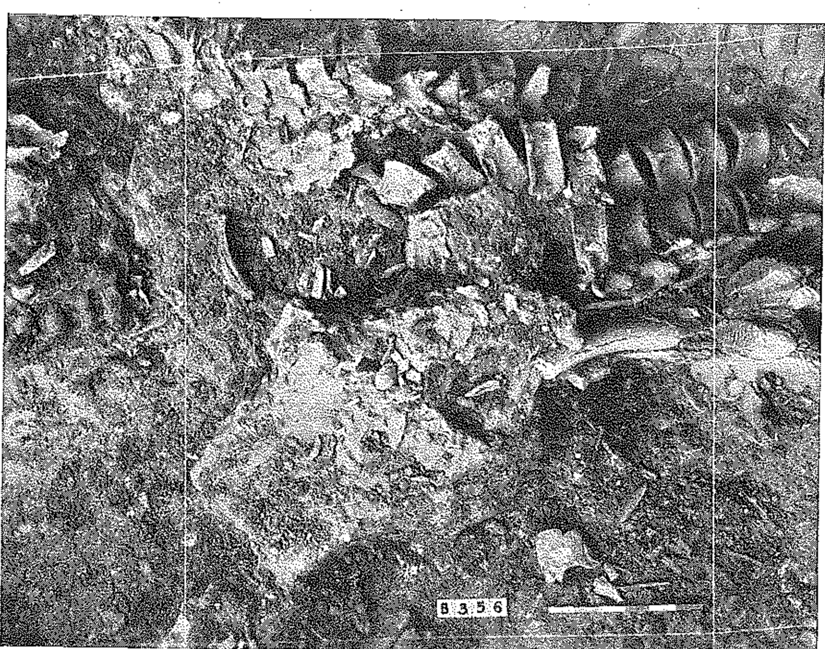


Abb. 6. Mauerner Höhlen. Mammut-Schlachtplatz des altsteinzeitlichen Menschen. Rechts am Rande Schädel des Mammuts mit Mahlzähnen und Stoßzahn. Rechts unten und in der Mitte verteilt Feuersteinklingen-, Schaber und Spitzen. Vergleichslänge des Maßstabes 30 cm

Abb. 7. Mauerner Höhlen. 1 Paar Elfenbeinstoßzähne eines Mammut-Jungtieres. Der Schädel hat sich nicht erhalten. Vergleichsmaßstab: 30 cm L.



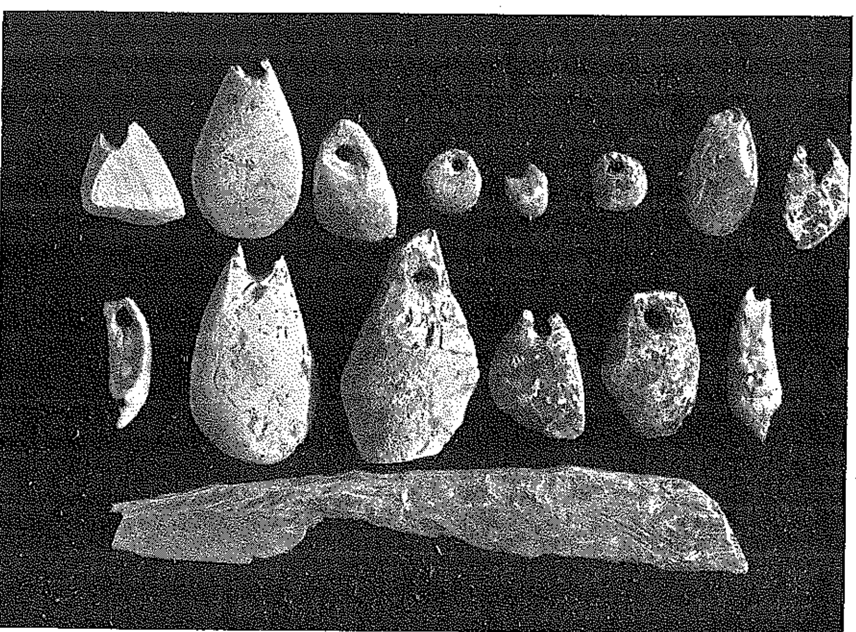


Abb. 8. Mauerner Höhlen. Aus Elfenbein geschnitzte Anhänger, Elfenbeinstäbchen und durchlochte Zähne als Schmuck des altsteinzeitlichen Menschen

Klärung der geschichtlichen Verhältnisse vorausgehen. Der noch sehr gut erhaltene Ringwall und eine im Südosten vorgelagerte Vorburg brachte durch die Untersuchungen das Ergebnis, daß diese Ordensburg, die nur kurze Zeit bestanden hat, einem Brande zum Opfer fiel. Der Zufallsfund einer silbernen Münze des Hochmeisters Winrich von Kniprode mit dem Hochmeisterschild und der Umschrift: MONETA DOMINORUM PRUSSIE (1351—1382) stimmt mit der urkundlichen Überlieferung der Zerstörung der Burg nach 1350 überein. Die Kernanlage der Burg ist jedoch zur Zeit der alten Preußen erbaut worden. Ähnlich wie bei der Ausgrabung des Schloßberges in Alt-Christburg ist auch hier das Fehlen der slawischen Besiedlung kulturgeschichtlich wichtig. Da die Grabung eben erst beendet wurde, muß das Ergebnis der wissenschaftlichen Bearbeitung der Funde abgewartet werden. Zum erstenmal in Deutschland wurde hier die Methode der Aufnahmen des Ausgrabungsgeländes durch einen unbemannten Fesselballon durchgeführt. Die Aufnahmen, die mit einer Kamera und einem Zeitselbstauslöser hergestellt wurden, haben gezeigt, daß diese Methode eine wesentliche Erleichterung der bisherigen Planaufnahmen brachte, die nicht einmal durch die Aufnahmen vom Flugzeug aus — wegen der zu großen Geschwindigkeit in niedriger Höhe und der damit verbundenen kurzen Belichtungszeit — übertroffen werden.

Eine spätbronzezeitliche — früheisenzeitliche Siedlung konnte in der Mark Brandenburg in Schöneiche von Museumsleiter F. Havenstein freigelegt werden. Die zur Zeit noch laufenden Ausgrabungen zeigen Hausgrundstücke ähnlich denen, die in Buch bei Berlin gefunden wurden. Aus den reichhaltigen Siedlungsfunden ist der durch Dr. von Stokar erbrachte Nachweis von Leinöl aus einem Gefäß der spätbronzezeitlichen Küche erwähnenswert.

Die SS-Ausgrabung Mauerner Höhlen im Bezirk Rennertshofen a. d. Donau brachte eine bisher nicht vermutete Aufeinanderfolge von achtzehn verschiedenen Zeitabschnitten menschlicher Besiedlung. Als bisher allerbeste Schicht wurde sogar eine Handspitzenkultur (Moustier) angetroffen, über welcher sich die jüngeren Schichten der Alt-Steinzeit feststellen ließen bis zur mittleren Steinzeit. Wenn auch nicht so reichhaltig in der Art und Zahl, so ließen sich doch mehrere Töpfereiarten der Jungsteinzeit — der Zeit des beginnenden bodenständigen Bauerntums — und der dann folgenden Bronze- und Eisenzeit freilegen. Da auch diese Grabung noch nicht abgeschlossen werden konnte, wäre es verfrüht, schon ein umfassendes Urteil abzugeben. Erwähnt seien die Funde von zwei Mammut-Jungtieren mit teilweise gut erhaltenem Skelett, Stoß- und Mahlzähnen, die dort von den Menschen der Altsteinzeit zerlegt wurden. Die dazugehörige menschliche Hinterlassenschaft wie Klingen, Schaber, Kratzer, Harpunen und die aus Elfenbein und Knochen hergestellten Schmuckstücke sind ebenso selten wie reichhaltig. Zugleich mit der vorgeschichtlichen typologischen Untersuchung wurde eine eingehende mineralogische, petrographische und bodenkundliche Unterscheidung der Merkmale angewandt.

Ein beachtenswerter Steinsarg

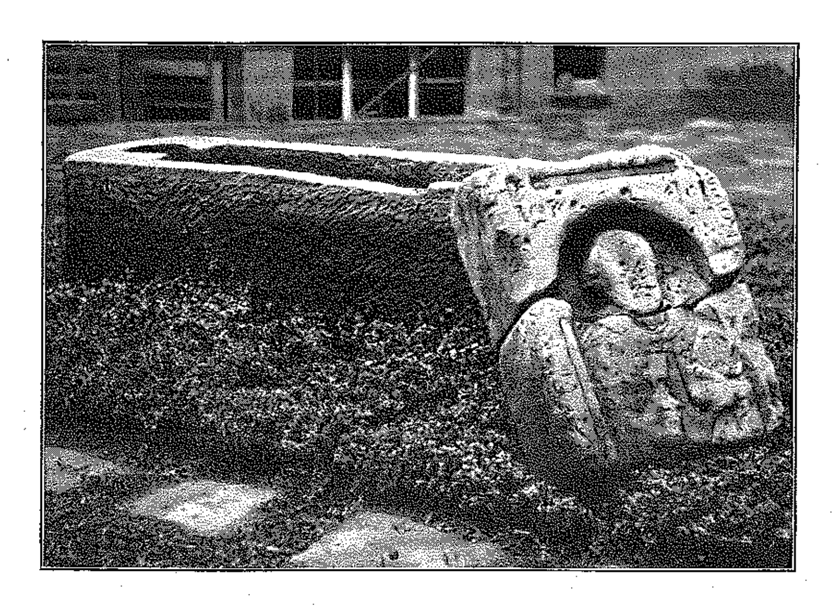
Von Heinrich Karstens, Goslar

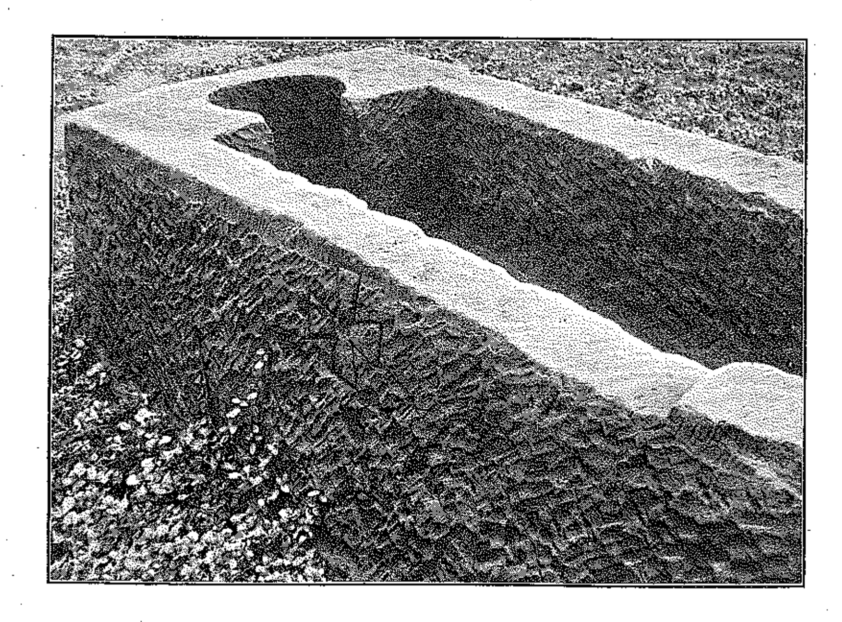
Wir bringen diesen Aufsatz im Anschluß an die Ausführungen von Karl Schirwitz: „Zur Frage der mittelalterlichen Bestattungen", im vorigen Heft (Germanien 1938, H. 6, S. 188 ff.). Vgl. auch die Abbildung auf S. 226 dieses Heftes. Schriftleitung.

In der umfassenden Sammlung steinerner Architekturteile, Grabplatten und anderer Stücke des Goslarer Museums verdient ein Steinsarg, der kürzlich im Museumshof aufgestellt wurde, besondere Beachtung. Er gehört zu der Art der Steinsärge, die eine der Körperform entsprechende Ausarbeitung aufweisen, wie sie auch bei dem Felsengrabe am Fuße der Externsteine vorhanden ist und dadurch am weitesten bekannt geworden sein

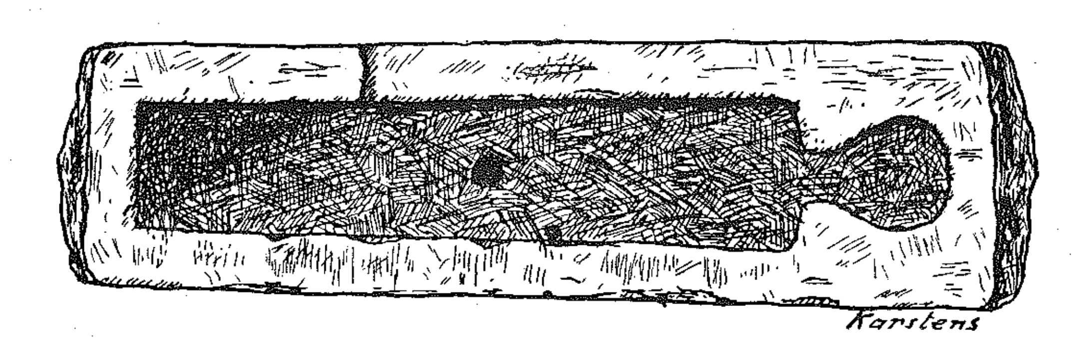
dürfte. Der Sarg wurde vor Jahren von dem um das Goslarer Museumswesen hochverdienten Senator Borchers gerettet und zu städtischem Besitz dem Stift zum „Großen Hiligen Kreuz" überwiesen, das noch mehrere alte kirchliche Gegenstände birgt, die häufig besichtigt werden. Der vermeintlich dazugehörige Deckel ist nur zur Hälfte erhalten und zudem in zwei Teile zerbrochen; es handelt sich um eine Steinplatte mit Steinmetzarbeit wie bei alten Grabplatten. Man erkennt eine männliche Gestalt mit Kelch und Buch, darüber einen scheinbar kirchlichen Bau; ferner sind Spuren von Inschriften feststellbar. Ob Sarg und Deckel ursprünglich zusammengehörten, ist die Frage, obwohl ein Vergleich der Maßverhältnisse, die beim Deckel etwas die Zahlen des Sarges übertreffen (die ganze Länge ist wegen Fehlens der Steinteile nicht möglich), dafür spricht; der Deckel ist flach und weist an der unteren Fläche keine Aushöhlung auf. — Weil über diesen Sarg ältere Mitteilungen vorliegen, sollen die Nachrichten hier einer Untersuchung unterzogen werden, um bei Parallelen eine gewisse Grundlage oder Ergänzung zu bieten.

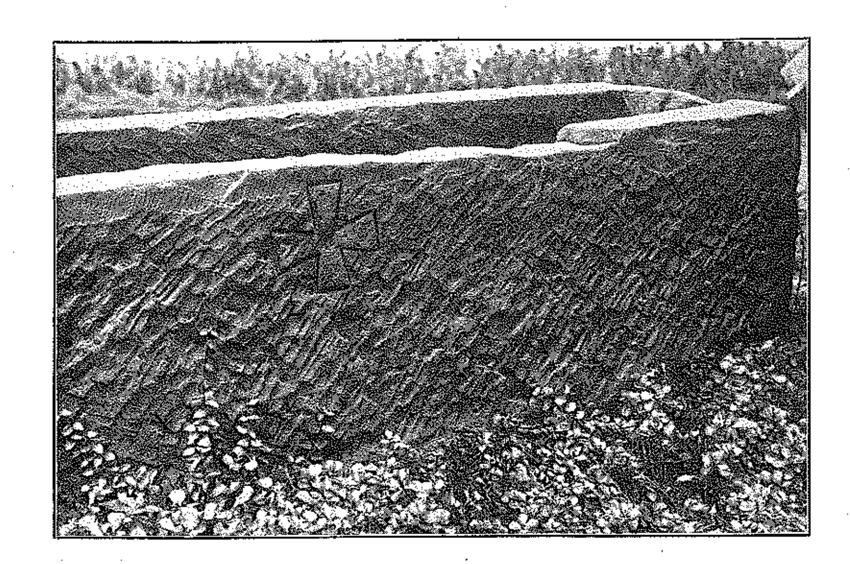
„Am 4. April 1698", so berichtet nach Professor Hölscher (Wolff-Hölscher-Behr, Die Kunstdenkmäler der Stadt Goslar, 1901) ein nicht genauer bezeichneter Chronist, „stieß der Prokurator Balthasar Keller beim Umpflügen des Ackers am Stollen (Vorgelände des Rammelsberges. D. Verf.) auf einen großen Stein, der sich als Leichenstein erwies, darauf ein Mann ausgehauen war, der in der einen Hand ein Buch, in der anderen einen Kelch trug. Nachdem dieser losgegraben war, fand man einen großen Schieferstein von eben der Größe als jener, darunter aber einen Sarg, darin ein Scheridon oder Knochen von einem Verstorbenen noch vorhanden war. Dieser Sarg ist wie ein sog. Wertstein, so in hiesigen Brauhäusern noch zu finden, ausgehauen, so daß man einen toten Körper hineinlegen kann, sonst aber kein Raum mehr übrig bleibt. Unten im Boden ist ein Zapfenloch, außen zu Füßen aber sind Kreuze gehauen. Nachdem der dreißig Zentner schwere Sarg herausgehoben, ist das Loch nicht anders anzusehen gewesen, als wenn es ausgemauert, auch sind darin noch mehr Totenknochen gefunden. Der Eigentümer der Wiese hat sich aber mit dem Kommunion-Bergamt nicht über den Besitz einigen können, so ist denn der Sarg mit dem Deckel wieder versenkt." Ein anderer berichtet dazu: „Das Lager des Kopfes sei rund, des Leibes viereckig gewesen, gerade so weit ausgehauen, daß ein Bergmann knapp darin habe liegen können." „Gleichartig gearbeitete Särge" wären auch im Dom vorhanden, wird vermerkt. — Der Dom wurde 1819 beklagenswerterweise





abgebrochen und die überaus wertvolle Ausstattung in alle Winde verstreut, so daß von den erwähnten Särgen des Domes nichts mehr vorhanden sein dürfte. Der vorstehende Bericht gilt aber fraglos dem Stück, das soeben im Museum Aufstellung gefunden hat. Zu den Angaben der Chronik durch Hölscher sei noch einiges bemerkt. Die Ausdrücke „Scheridon" und „Wertstein" haben bis jetzt keine Erklärung gefunden. Die Freilegung des Sarges fand wohl mit Hilfe von Bergleuten statt; scheinbar erhob auch die Bergverwaltung Anspruch auf den Fund, da es sich bei dem Gelände um alten Bergbesitz handelte. Dem Bericht nach entdeckte man damals eine mit Schiefer verdeckte Grabkammer, die u. a. den Steinsarg barg, während der vermeintliche Deckel als Grabplatte das Ganze deckte. Bei der Häufigkeit des Schiefers in Goslar hat man Schieferplatten verschiedentlich in Gräbern verwand, wie Funde ergeben haben. Es ist nicht zu erweisen, daß der Sarg hier zum ersten Male benutzt worden ist; auch ist noch nicht geprüft worden, ob die Kreuze ursprünglich sind. Die Angabe der Chronik oder die Wiedergabe ist übrigens nicht genau, denn an jeder Wand ist ein Rechtkreuz eingehauen. Zwei davon, an der Kopfwand und der etwas beschädigten Seitenwand, erinnern in besonders deutlicher Weise an die bekannte Form des „Eisernen Kreuzes".





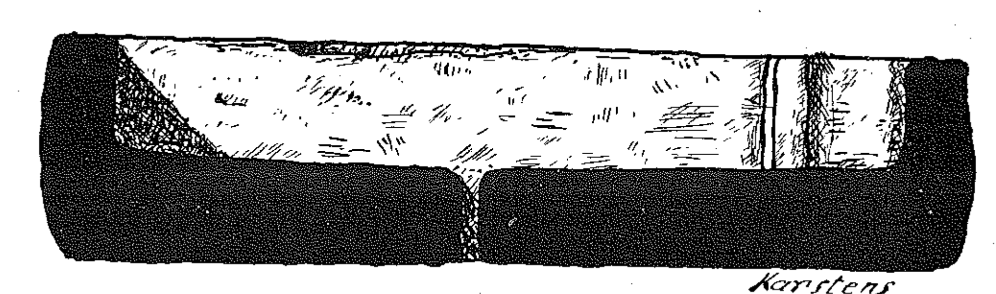
Die Wiedergabe der Chronik-Auszüge durch Professor Hölscher darf als ziemlich freizügig angesehen werden und damit als nicht restlos zuverlässig; bedauerlich ist es, daß Hölscher in den „Kunstdenkmälern der Stadt Goslar" zudem keine festen Quellenangaben macht, z. B. am Eingange des Abschnittes „Die Johanniskirche im Bargedorp" als „Literatur" und „Quellen" außer wenigen Worten allgemeiner Hinweise nur den Namen „v. d. Hardt" nennt, ohne die benutzten handschriftlichen Aufzeichnungen genau anzuführen. Es hat den Anschein, als wenn Hölscher noch irgendwelche Angaben benutzt hat, außer den bekannten Chroniken, die aber jetzt im Goslarer Stadtarchiv bekannt sein müßten und wären. Deshalb ist es erforderlich, hier die betreffenden Aufzeichnungen aus den Chroniken des Goslarer Archivs wörtlich wiederzugeben. Die Urheber dieser Aufzeichnungen machten etwa in den ersten Jahrzehnten nach 1700 ihre Eintragungen. Urkundlichen Wert haben solche Chroniken nicht, und besonders hat von der Hardt verschiedentlich Unzuverlässigkeit bewiesen, aber in den Aufzeichnungen der damaligen jüngeren Ereignisse haben sie Bedeutung. — In von der Hardts „Chronik" steht: „1699. Im Bargedorpe wird durch pflügen ein steinerner Münche Sarck entdeckt und wieder verschart." Derselbe schreibt in den „Goslarisch gesamleten Antiquitäten": „1698 ... April wurd hinter dem stollen durch pflügen ein steinerner sarck entdekket auf welchen ein münchs Figur außgehauen unter diesem steine ist noch ein starker schiefer endlich der sarck in welchen 9 hirnschalen und etlich gerippe befünd. Es ist alles drin gelaßen und wieder Verscharet. NB. Hier ist St. Johans in Bargdorpe gestanden welches tempore Henrici Junoris Verstohre." Am Rande links daneben: „Sarg, steinern wird hinter den Stollen durch pflügen ausgegraben." — In der Chronik von Brandes findet man folgende Eintragung: „1698 den 4. April hat ein Bürger und Brauer / Oberhalb den Stollen gegen den Duhm über, allwo vor Diesen das Dörffgen oder Clösterlein St. Johannes in Bergdorff gelegen, worüber der Bischoff Zu Mäntz zu gebieten gehabt / Dieser Bürger hat Seine wiesen wollen laßen umpflügen, da sie nun in der Arbeit begriffen, sint sie mit dem Pflug Eysen auf einen Leichenstein gekommen, drauß Ein Mönnig gehauen, der in der einen Handt ein Buch, in der anderen Handt einen Kelch, wie dieser stein ward außgehoben, stund ein steinern Sarg darunter, darinnen noch Knochen und Todtenbein gelegen, Von einen Menschen, und in der Mitte war ein Zapfloch, dieser

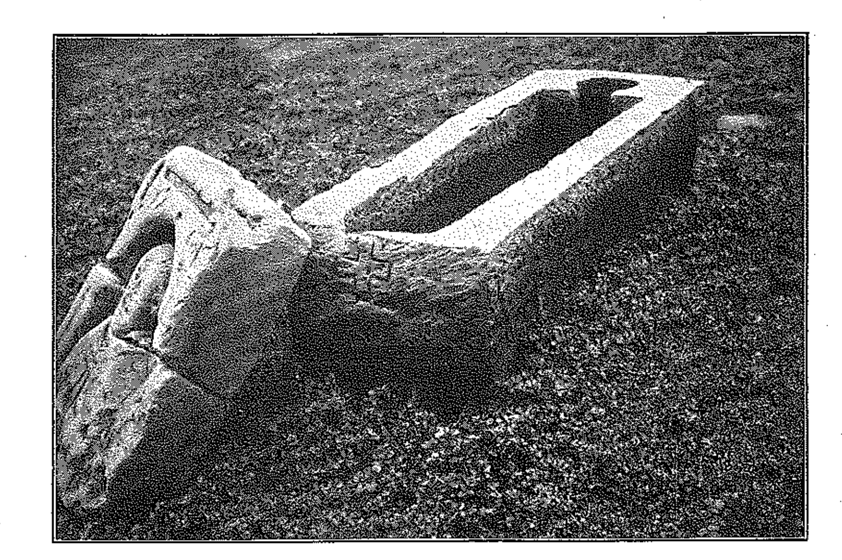
Stein ward mit großer Mühe herraus gehoben, und besichtiget, so war Zum Füßen ein solches altes + gehauen, an rande herum eine befindliche sehr Uhr alte schrift mit Lateinischen Buchstaben, welche nur etzliche kendlich waren, und wug bey die 30 Centner, Es legte sich ein Vollmer (?) Bergman Darrin deme es eben gerecht war. Solcher art begräbnißen hat man hir mehr gefunden, Eins Mitten in der Marckt Kirchen, welcher sandtstein Mürbegewesen, und ent Zwey gangen, und Eins Mitten in Duhm als man den Herrn Bergraht Menten Ao 1703 wollen begraben, dieser ist ein fester stein, und ist Neben den Deckel Zum Andenken an die Seite in der Kirchen in Creutzgang gesetzt, da man ihn noch sehen kann." Beachtung verdient, daß eine Inschrift erwähnt wird; ob den Chronisten eine Verwechselung mit der Inschrift des „Deckels" unterlaufen ist?

Hölscher erwähnt noch „Mitteilungen aus einer geschriebenen Chronik". Es handelt sich um Auszüge von Baurat A. Mithoff aus einer geschriebenen Goslarer Chronik, die nicht näher bezeichnet ist, in der Zeitschrift des Historischen Vereins für Niedersachsen 1859, Seite 197 bis 200. Absatz 3 lautet: „1710 Julii wurde das Opperhauß am Marckte zum Theil neu erbauet. Im Fundament fanden sich zwei steinerne Särke, oben zum Haupte breiter als zu den Füßen, die Stelle darin das Haupt gelegen, runder Form ausgehauen, und das ganze Sark hin und wider mit characteren, als Sonn, Mond und sternen, Blumen ausgehauen." Leider wird es nie möglich sein, über diese Zeichen Genaueres zu erfahren. Schade! „Aus der (Sonnen-)Scheibe wurden auch friedlich lächelnde Sonnengesichter schon in ferner Vorzeit ... Die Sinnbilder für Sonne, Mond und Morgenstern können wir heute noch nicht wieder unterscheiden." (Prof. Fr. Langewiesche in „Sinnbilder Germanischen Glaubens im Wittekindsland".)

Länger als 200 Jahre barg der Erdboden den Sarg wieder, bis man ihn um die letzte Jahrhundertwende beim Umackern einer Wiese erneut fand. In Hölscher-Wolffs „Kunstdenkmälern" wird von dem „danebenliegenden zugehörigen Deckel" gesprochen; aus dem Vorstehenden dürfte hervorgehen, daß der Deckel nicht unbedingt als ursprünglich anzusehen ist, wenn er auch wohl für die letzte Bestattung in Frage kam, falls der Sarg mehrmals benutzt wurde, was nicht unwahrscheinlich ist. Die Maßverhältnisse, die sich aus den Steinresten ergeben, stimmen ungefähr zu denen des Sarges (200:70 bzw. 60 cm), wenn auch die Zahlen etwas höher liegen. Die Übereinstimmung ergibt sich aber auch mit anderen Goslarer Grabplatten, welche die nach unten verjüngte Form aufweisen, aber nie als Deckel dienten. Eine der Körperform entsprechende Aushöhlung ist bei den Deckelresten nicht vorhanden. Über den Inhalt des Sarges läßt sich nur Unbestimmtes sagen und kein Schluß ziehen; wenn man von der Hardt Glauben schenken darf, handelt es sich bei der letzten Bestattung um ein Sammelbegräbnis von Gebein.

Das Loch in der Mitte des Bodens findet verschiedene Erklärungsversuche: es sei deshalb vorhanden, um das Wasser des zergehenden Körpers abzuleiten (Deutung Geheimer Baurat Klemm), oder es handele sich um einen Opfersarg aus der Frühzeit, und die Öffnung habe das Blut abgeführt; es sei ein „Seelenloch" usw.





Für die Altersbestimmung des Sarges dürfte die Steinbearbeitungstechnik wichtig sein, um vielleicht durch Vergleiche zu einem klaren Schluß zu kommen. — Sarg und Deckel bestehen aus Sandstein.

Einstweilen wurde der Sarg allein aufgestellt, während die noch vorhandenen Teile des sogenannten Deckels bei der übrigen allgemeinen Sammlung, die zur Zeit noch der wissenschaftlichen Einreihung und Aufstellung harrt, untergebracht und nicht als zum Sarge in Beziehung stehend mehr bekannt waren; sie sind aber vom Verfasser dieser Zeilen erneut als die in Frage kommenden bestimmt und nun neben dem Sarge aufgestellt worden, mit dem sie geschichtlich verbunden sind. — Der Sarg ist gut erhalten; kleine Randbeschädigungen gegenüber dem Befund von etwa 1900 beruhen auf natürlichen Rißaussprengungen und Abbröckelungen bei schwierigen Transporten.

Hölscher führt an: „Derzeit, als man 1698 den interessanten Fund machte, war die Erinnerung an das alte Bergdorf und seine Lage so gänzlich geschwunden, daß die Gelehrten in Goslar sich dahin einigten, der Leichenstein gehöre einem Exkommunizierten an, den man nach alter Sitte im Felde verscharrt habe", ohne es näher zu belegen. Jedenfalls ist es bemerkenswert, daß der erneute Fund um 1900 wichtige Schlüsse auf die Lage des einstigen Bergdorfes zuließ, dessen 1527 zerstörtes Gotteshaus man 1925 durch Freilegung der Grundmauern genau bestimmte. Die Aufstellung des Steinsarges im Museumshof lenkt die Aufmerksamkeit auf die alte Goslarsiedlung Bergedorf am Fuße des Rammelsberges und verdient darüber hinaus vielleicht in verschiedenen Forschungszweigen gegenwärtig besondere Beachtung.

Man könnte den Menschen zum halben Gott bilden, wenn man ihm durch Erziehung alle Furcht zu benehmen suchte. Nichts in der Welt kann den Menschen sonst unglücklich machen, als bloß und allein die Furcht. Das Übel, was uns trifft, ist selten oder nie so schlimm als das, was wir befürchten. Schiller

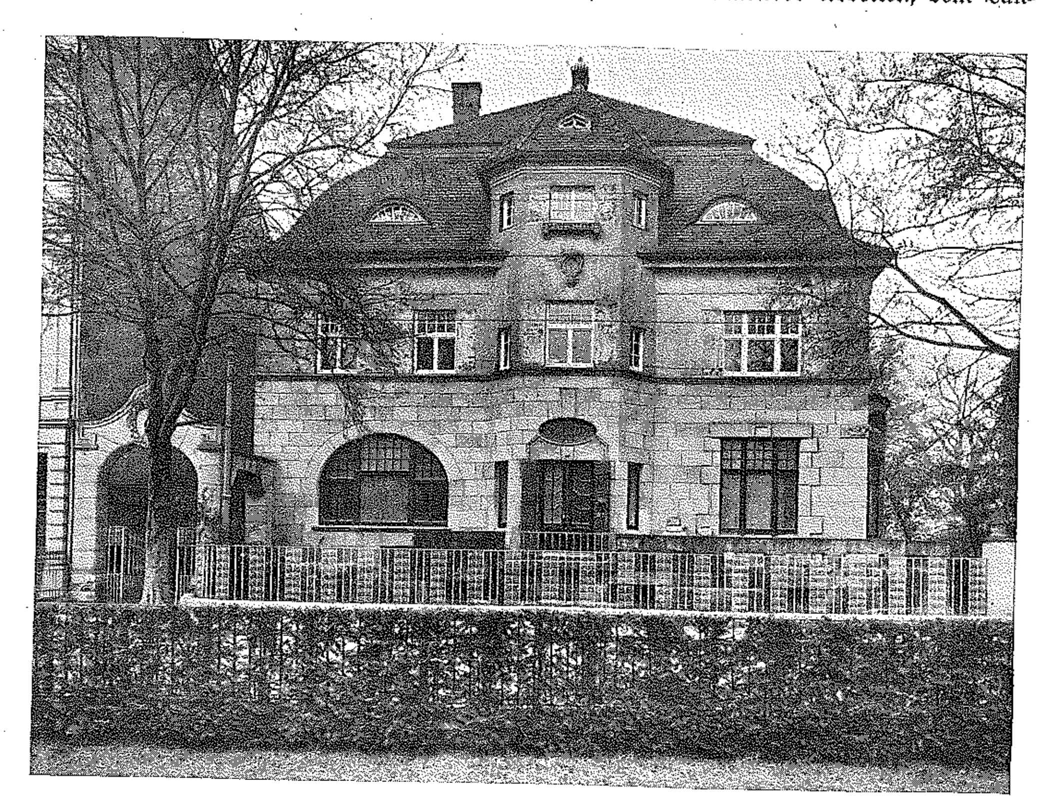
---



Aus der Landschaft

Eröffnung des Institutes für Rheinische Vor- und Frühgeschichte in Bonn. Am 21. Mai wurde in Bonn das neue Institut für Rheinische Vor- und Frühgeschichte durch Landeshauptmann Haake in Anwesenheit des Universitätsrektors und zahlreicher geladener Gäste feierlich eröffnet. In seiner Festansprache führte Landeshauptmann Haake aus, daß die Errichtung des Institutes einen weiteren Schritt zur vollständigen Neugestaltung der Landes- und Heimatmuseen darstelle; die Neuordnung des Landesmuseums mit seinen zahlreichen wertvollsten germanischen Altertümern hat den Anfang gemacht. Drei völkische Fragestellungen seien der vorgeschichtlichen Forschung im Rheinland gestellt: 1. Klärung des Problems der Ringwallanlagen am Rhein, auf dem Hochwald-Hunsrück und in der Eifel, 2. das Problem der germanischen Landnahme durch ausgedehnte Siedlungsgrabungen und 3. das Problem der fränkischen Landnahme nach dem Zusammenbruch des „römischen Zwischenspieles". — Über das schon Geleistete konnte er gewichtige Angaben machen. So wird das bisher Erreichte durch die Errichtung des Institutes in Verbindung mit der Schaffung eines Lehrstuhles für Vor- und Frühgeschichte an der Universität Bonn gekrönt. Landeshauptmann Haake begrüßte den neuen Leiter des Institutes, Professor Dr. Tackenberg, und übergab ihm das Institut als eine Stätte freier und verantwortlicher Forschung, gebunden allein durch unsere Weltanschauung und die Verantwortung vor der Wissenschaft.

Der Landeshauptmann dankte sodann dem Planer und lebendigen Durchführer dieser und kommender Arbeiten, dem Landesrat Dr. Apffelstaedt, für seine treue Mitarbeit und fuhr fort: „Sie haben mir unlängst eine neue große Planung unterbreitet, die meine grundsätzliche Zustimmung gefunden hat, nämlich den Ring der landschaftlichen Kulturinstitute an der Universität Bonn in seiner letzten Lücke durch die Gründung eines großen volkskundlichen Institutes zu schließen, das in sinnvoller, zweckmäßiger Abgrenzung zum Institut für geschichtliche Landeskunde alles umfassen soll, was die Volkskunde, die natürliche Schwester der Vorgeschichte, angeht — Erzählergut, Märchen- und Sagenwelt, lebendiges und erstorbenes Brauchtum im Jahreslauf, Flurnamen-, Sinnbildforschung und so fort. Indem ich von dieser meiner Absicht hier Kenntnis gebe, freue ich mich, zugleich hier den Präsidenten des unter dem Protektorat des Reichsführers SS stehenden „Ahnenerbes", SS-Sturmbannführer Professor Dr. Wüst mit seinen Mitarbeitern begrüßen zu können, da es meiner Absicht entspricht, daß nach der selbstverständlichen Vorlage entsprechender wissenschaftlicher Leistungen in engster Übereinstimmung naturgemäß mit dem zuständigen Herrn Reichsminister und der hiesigen Fakultät die verantwortliche Leitung dieses neuen Institutes und seine Betreuung in den verschiedenen Abteilungen an Persönlichkeiten aus dem Arbeitskreise des „Ahnenerbes" übergehen soll, dessen tiefgreifendes und verdienstvolles Wirken ich seit Jahr und Tag mit großem Interesse verfolge." Die eingehende Besichtigung des neuen Institutes und des Landesmuseums überzeugte alle Besucher, unter denen sich der verdiente schlesische Vorkämpfer deutscher Vorgeschichtsforschung Professor Seger befand, von dem großen Reichtum des Rheinlandes an germanischen Denkmälern und dem neuen völkischen Geiste in dem Lande, in dem einst Ernst Moritz Arndt germanisches Wesen lebte und lehrte. Die Vorführung des Filmes „Der Kampf um den Rhein" ließ die zweitausendjährige Geschichte dieses germanischen Schicksalsstromes lebendig werden; ein sinnfälliger Beweis für die Wahrheit, daß in den Marken des Volkstums auch hier seine treuesten Söhne wohnen. Pl.



Das neue Rheinische Institut für Vor- und Frühgeschichte in Bonn   Aufn. Steinle, Bonn

Die Bücherwaage

Werner Müller, **Kreis und Kreuz, Untersuchungen zur sakralen Siedlung bei Italikern und Germanen.** Deutsches Ahnenerbe, 2. Abteilung Fachwissenschaftliche Untersuchungen, Bd. 10. Widukind-Verlag, Alexander Boß, Berlin 1938.

Dr. Werner Müller geht in seiner ausgezeichneten Studie von der Urverwandtschaft der indogermanischen Italiker und Germanen aus. Im ersten Teil seiner Untersuchung schildert er die altrömische Plansiedlung und die Kunst der Limitation, deren Verwurzelung im Kultischen man längst erkannte. Im zweiten Teil wird dann gezeigt, daß auch im germanischen Altertum die kultische Plansiedlung bekannt war, das heißt, daß auch hier die Siedlung als eine Welt im kleinen angesehen wurde: der Ostung des Hauses entspricht die „Orientierung" der ganzen Siedlung; wie das Haus ein kleines Abbild des Weltalls ist, so spiegelt sich die Ordnung der großen Welt auch in der Anlage der ganzen Siedlung. Aus seinem seit Jahren gesammelten Material zur Urgeschichte der deutschen Stadt legt der Verfasser im zweiten Teil seines Buches seine Ergebnisse über die kultische Anlage der Stadt Soest in Westfalen vor, die wir als germanische Gründung kennen. Dieser Teil seiner Untersuchung dürfte besondere Anteilnahme finden.

Über die große Anzahl wichtiger Einzelbefunde, zu denen der Verfasser im Laufe seiner Untersuchung kommt, fehlt es an Raum, im einzelnen zu berichten. Es wird sich Gelegenheit bieten, auf das eine oder andere in „Germanien" noch zurückzukommen. Es handelt sich um eine gründliche Arbeit, für die heute besonders starkes Interesse besteht. An Untersuchungen über Siedlungsformen und Stadtgeschichte ist kein Mangel; hier jedoch wird die Siedlungsgründung als Kulthandlung aufgezeigt und mit Hilfe der vergleichenden Indogermanenforschung das hohe Alter dieser Kulthandlung und ihr Sinn aufgezeigt. Damit ist zugleich wieder ein Beispiel dafür gegeben, zu welch wichtigen Ergebnissen die so lange vernachlässigte vergleichende indogermanische Kultur- und Religionswissenschaft zu führen vermag. O. Huth.

„Das Sudetendeutschtum.“ Sein Wesen und Werden im Wandel der Jahrhunderte. Festschrift zur 75-Jahrfeier des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen. Herausgegeben von Gustav Pirchan, Wilhelm Weizsäcker, Heinz Zatschek. Verlag R. M. Rohrer, Brünn.

Die Festschrift gibt in einer Reihe von durchwegs glänzenden Beiträgen einen Längsschnitt durch die Geschichte des Sudetendeutschtums von der ersten germanischen Landnahme bis zur Gegenwart, wobei die großen Leistungen auf allen Gebieten der Gesittung besonders gewürdigt werden. Weit aus greift der Beitrag von L. Franz über die Kelten und Germanen in Böhmen, der feine Beobachtungen und grundlegende Hinweise bringt. Die deutsche Siedlung in den Sudetenländern im Lichte sprachlicher Volksforschung untersucht mit schönem Erfolg E. Schwarz. E. Gierach und H. Cysarz zeigen feinsinnig die großen Werte der deutschen Dichtung in den Sudetenländern für die gesamtdeutsche Dichtung auf. Die Eigenart des Volkstums und der Sitten und Bräuche schildert in großen Strichen der reiche Beitrag von G. Jungbauer. Besonders sei noch hingewiesen auf den aufschlußreichen Beitrag von Josef Pfitzner: „Nationales Erwachen und Reifen der Sudetendeutschen“. Es würde zu weit führen, auch nur alle anderen Beiträge kurz zu nennen. Für die Untersuchung der Ausstrahlung deutschen Volkstums und deutscher Kultur sind alle Beiträge von außerordentlicher Wichtigkeit. Genannt sei nur noch W. Weizsäcker „Das Recht“, der in einer Karte auch die aufschlußreiche Verbreitung der deutschen mittelalterlichen Stadtrechte aufzeigt.

Gilbert Trathnigg.

F. E. Farwerck, **Levend Verleden.** Verlag „Der Vaderen Erfdeel“, Amsterdam, Hoofdweg 4. In Leinen 3,90 Gulden.

Levend Verleden (Lebende Vergangenheit) ist die erste bedeutsame Veröffentlichung auf dem Gebiet der Sinnbildforschung außerhalb des Deutschen Reiches. Im Anschluß an die von Herman Wirth begründete und in den letzten Jahren in Deutschland so erfolgreich ausgebaute Sinnbildforschung legt Farwerck hier eine reiche Sammlung von Ornamenten, Giebelzeichen und Bauelementen jeder Art vom Bauernhaus bis zum prächtigen gotischen Kirchenfenster vor, in denen die alten Sinnbilder lebendig sind. Erstaunlich ist die reiche Fülle von altem Geistesgut, die in den Niederlanden erhalten ist. Der Verfasser schickt eine sehr ansprechende Einführung in die Sinnbildkunde voraus und begleitet den sehr reichhaltigen Bilderstoff mit Erläuterungen, die bei aller Vorsicht in der Ausdeutung doch den Sinnbildgehalt in überzeugender Weise auszuschöpfen wissen. Für die niederländische Sinnbildforschung stellt dies auch äußerlich sehr schön ausgestattete Buch einen hoffnungsvollen Anfang dar. Es gibt der Wissenschaft neue und wichtige Einzelheiten an die Hand, weiß aber auch den nur mit Geist und Herz an die Dinge herangehenden Leser ungewöhnlich zu fesseln. Der schönen Veröffentlichung folgen hoffentlich bald noch weitere der gleichen Art.

Plaßmann.

Merkheft zum Schutz der Bodenaltertümer. Herausgegeben vom Reichs- und Preußischen Ministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung. Wort und Zusammenstellung der Bilder von Dr. Werner Buttler, Berlin. Entwurf von Johannes Boehland, Berlin.

Das vorliegende Merkheft berichtet kurz über die Aufgaben der Bodendenkmal-Pflege und begründet ihre Wichtigkeit, die gerade im Dritten Reich außerordentlich groß ist. Im Anschluß an die Frage: Wie habe ich mich zu verhalten, wenn ein Altertumsfund gemacht wird?, werden die einzelnen Arten von Bodendenkmälern kurz geschildert, wobei das Wort durch trefflich ausgesuchte Bilder unterstützt wird. Auf diese Art wird ein hübscher Überblick über die verschiedenen Arten des vor- und frühgeschichtlichen Fundmaterials geboten und aufgezeigt, was bei sachgemäßer Forschung noch aus den oft unscheinbaren Resten gewonnen werden kann.

Dem vortrefflichen Heft wünschen wir eine weite Verbreitung, müssen aber dabei betonen, daß es nicht etwa ein Ansporn zu eigenmächtigen Grabungen sein soll! Die hübschen Schilderungen, wie die Fundmassen fachgemäß geborgen werden, sind kein Leitfaden, sondern wollen nur hinweisen, mit welch peinlicher Vorsicht und wissenschaftlicher Genauigkeit ans Werk gegangen werden muß, soll der Wert des Fundes nicht für immer zerstört werden.

Die Bodenfunde sind ein heiliges Erbe, das uns überkommen ist. Es gehört dem ganzen Volk, in dessen Auftrag es von Fachkräften mit dem ganzen Rüstzeug wissenschaftlicher Forschung geborgen werden muß, und ist nie ein Tummelplatz für Liebhaber, die ohne zureichende Ausbildung und mit mangelhaften Behelfen nur um ihrer Liebhaberei willen graben, und auf diese Art nur zu oft unersetzbare Werte zerstören, das Ahnenerbe des ganzen Volkes eigenmächtig mindern.

Gilbert Trathnigg.



Forschungen und Fortschritte, 14. Jahrgang, Nr. 15, 20. Mai 1938. Ernst Petermann, **Germanische Einwirkungen auf den ostelbischen Raum im 6. bis 8. Jahrhundert.** Nach der Abwanderung der Ostgermanen standen die nachrückenden westslawischen Stämme lange unter starkem germanischen Einfluß. Auf Grund der Funde kann dieser Einfluß auch im 6. bis 8. Jahrhundert nachgewiesen werden. Es lassen sich drei Einflußgebiete unterscheiden: ein nordgermanisches, ein gotisch-gepidisches und ein fränkisch-merowingisches. Nach Ausweis der Funde war die 805 von Karl verhängte Einfuhrsperre für Waffen von einschneidender Wirkung. Die Folge war, daß die Wikinger den Waffenmarkt des Ostens eroberten. / **Forschungen und Fortschritte,** 14. Jahrgang, Nr. 16, 1. Juni 1938. R. v. Uslar, **Westgermanische Bodenfunde und Überlieferungen in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung.** Die Bodenfunde sind inzwischen soweit bearbeitet, daß sie, obgleich sie in mancher Hinsicht noch lückenhaft sind, doch neben den Schriftquellen nicht mehr übersehen werden dürfen. Es lassen sich auf Grund der Bodenfunde bereits festumrissene Kulturprovinzen herausarbeiten, die stammesmäßig bedingt sind. Zwar nicht die zahlreichen kleinen in der antiken Literatur genannten kurzlebigen und unbedeutenden Stämme sind an Hand der Bodenfunde zu unterscheiden, wohl aber jene großen Stämme, deren Bindung zum heimatlichen Raum beharrlich ist, und die auf kultisch-religiöser Grundlage ruhten. „Nichts spricht schließlich dafür, daß Formgleichheiten und Formveränderungen der Bodenfunde in ihrer Gesamtheit — beim Einzelgegenstand kann es sich natürlich anders verhalten — nur Auswirkungen eines Stils, einer Modeerscheinung oder dergleichen ohne jede räumlich-völkische Verbindung sein sollen. Die Aussagen der Schriftquellen erheben diese Wahrscheinlichkeit zur Sicherheit und erfüllen uns mit Vertrauen auf Untersuchungen, die sich nur der Bodenfunde bedienen können.“ / Erhard Riemann, **Das ostpreußische Bauernhaus.** Die deutschen Siedler in Ostpreußen übernehmen von den Altpreußen die Lauben, die sie ihrer Hausform einfügten. Sie selbst brachten zwei Hausformen mit, das mitteldeutsche und das niederdeutsche Haus. Es wird der Nachweis erbracht, „daß die Wurzeln des ostpreußischen Hausbaues in germanisch-deutschem Volkstum liegen“. / **Wörter und Sachen.** Neue Folge, Band 1, Heft 1, 1938. F. Altheim und E. Trautmann, **Neue Felsbilder aus der Val Camonica. Die Sonne in Kult und Mythos.** Die Verfasser berichten zuerst über Ort, Zeitstellung und Verfertiger der Felsbilder. Die Felsbilder reichen bis zum Ausgang des Mittelalters, sind aber in ihrem Hauptteil vorrömisch. Es lassen sich etruskische, griechische und keltische Einflüsse erkennen, doch ist der Grundstock altitalisch und zeigt die stärksten Übereinstimmungen mit den skandinavischen Felsbildern von Bohuslän und Östergötland. Die Verfertiger dieser Felsbilder gehörten zu dem Stamme der Camunni, nach denen die Val Camonica benannt ist, und diese sind als ein Teilstamm der Euganeer bekannt. Wie die Verfasser zeigen können, handelt es sich nicht um ein vorindogermanisches sogenanntes „Urvolk“, sondern um einen Stamm der Italiker, und zwar der Italiker der faliscisch-latinischen Gruppe. Die nahe Verwandtschaft der altitalischen Felsbilder mit den nordischen läßt einen unmittelbaren Zusammenhang beider Felsbildvorkommen unabweisbar erscheinen. Es ergibt sich also: „daß sich in der Val Camonica eine frühe indogermanische Einwanderungswelle aus dem nördlichen und mittleren Europa fassen läßt“. An Hand von 56 Abbildungen, die die neuen Funde der Verfasser vom Sommer 1937 zum erstenmal bekanntmachen, werden die Sonnenbilder genauer untersucht. Es finden sich, wie auf den schwedischen Felsbildern, einfache Sonnenkreise, Radzeichen und Sonnen mit zwei oder drei Stäben. Sehr oft tritt der Hirsch an der Seite des Sonnenzeichens auf, ferner ist der Sonnenwagen in den Felsbildern der Val Camonica dargestellt und ein Sonnenhaus, d. h. ein Haus, das zum Typ des nordischen Megaronhauses gehört und als Tempelbau aufgefaßt werden muß. Besonders beachtenswert ist es, daß die Schiffstypen der italischen Felsbilder mit den schwedischen völlig übereinstimmen. Auf weitere Einzelheiten dieser ungewöhnlich wichtigen Arbeit

kann hier nicht eingegangen werden. Die Zusammenschau der italischen und schwedischen Felsbilder liefert einen gleich wichtigen Beitrag zur germanischen wie zur altrömischen Religionsgeschichte. / **Klio,** Band 31, Heft 1, 1938. Franz Altheim, **Runen als Schildzeichen.** Bisher wurde kaum beachtet, daß verschiedene spätrömische Schildzeichen germanischen Truppenteilen zugehören und somit germanische Sinnbilder bewahren. Neben einem Hörnerwappen sind von größter Bedeutung runengestaltige Schildzeichen. Die Salii und Vindices führen die Odalrune im Schild, die Ascarii, d. h. die Speerleute, die Jahrrune in der Gestalt der zwei gegeneinander gestellten Halbbogen. Auf einem Schild der Cornuti findet sich ein Doppeltier und in der Mitte ein Rund, in dem zwei ineinandergeschobene Halbkreise stehen, d. h. die Ing-Rune. Bisher galt die Rundform der Ing-Rune für altertümlicher, jetzt scheint es, daß auch die Form der beiden sich überschneidenden Halbkreise zumindestens von alters her üblich war. / **Volk und Heimat,** 14. Jahrgang, Heft 5, Mai 1938. Hans Moser, **Neue Quellenforschungen zur Volkskunde.** Die Auswertung der Archivquellen für die Volkskunde ist lange vernachlässigt worden. Moser, der seit Jahren mit großem Erfolg auf diesem Gebiet arbeitet, teilt seine Erfahrungen mit und hebt die Bedeutung der Archivquellen hervor, die die übrigen literarischen Quellen in wertvollster Weise ergänzen. In den nächsten Heften werden neue Archivauszüge des Verfassers mitgeteilt werden. / **Volk und Scholle,** 16. Jahrgang, Heft 5, Mai 1938. Heinrich Geißler, **Donnersteine und Volksglaube.** Die Donnerkeile, die in manchen Gegenden, so im Odenwald und Ried, heute noch in derselben Weise verwandt werden wie vor Jahrhunderten (zur Blitzabwehr und als Amulette), lassen sich auf Grund von Ausgrabungen schon im 9. Jahrhundert belegen. „Gropengießer fand bei den Überresten eines Hauses mitten unter den Webgewichten, Eisenschüsseln, Messern, Bronzehaarnadeln und anderen Gegenständen der karolingischen Zeit auch ein kleines spitznackiges Steinbeilchen, das ihm — in dieser Umgebung — ein Beweis für das hohe Alter des Glaubens an die blitzabwehrende Kraft der Donnerkeile ist. Auch anderwärts sind Donnerkeile zusammen mit anderen Grabbeigaben bis in die fränkische Periode hinein gefunden worden, also eine Zeit, in der die Steine wohl kaum mehr als Waffen oder Werkzeuge benutzt wurden." / Friedrich Mössinger, **Eierkronen und Eierketten.** Eierkronen sind im Pfingstbrauch in vielen Orten des Rheinlandes und auch in Westfalen zu finden. Sie kommen auch als Johanniskronen und an Kirmesbäumen vor. Die Eierkränze und Festkronen sind als Sinnbilder des Segens und der Fruchtbarkeit anzusehen. / **Zeitschrift für Deutsche Bildung,** 14. Jahrgang, Heft 4, April 1938. Gustav Hagemann, **Zur Lebensform der deutschen Volkserzählung.** Nachdem der Verfasser über die neueren Arbeiten über die Volkserzählung berichtet hat, in denen er die Berücksichtigung der Einordnung der einzelnen Erzählung im Erzählvorgang der Dorfgemeinschaft allzusehr vernachlässigt glaubt, gibt er die Schilderung eines Erzählabends in dem Weichseldorf Pieckel. Auf Grund dieser wertvollen und aufschlußreichen Schilderung zeigt er, daß das volkstümliche Erzählen getragen ist von einem volkstümlichen Glauben und einem tiefen Erleben der Heimat. Man erzählt sich nicht, um sich durch Phantastereien zu unterhalten, sondern um sich im engen Gemeinschaftskreise eines gemeinsamen religiösen Erlebens zu vergewissern, das „religiös im Sinne volkstümlicher Religiosität" ist. / **Fränkische Heimat,** 17. Jahrgang, April-Heft 1938. Wilhelm Niederlöhner, **Das Sammeln des Deutschen Erzählgutes und die Forschungsstätte für Volkserzählung, Märchen- und Sagenkunde.** Das seit über zwei Jahren bestehende Zentralarchiv der deutschen Volkserzählung in Berlin wurde von der bisherigen Betreuerin, der Deutschen Forschungsgemeinschaft, an die Forschungsgemeinschaft „Das Ahnenerbe e. V." übergeben und führt nun die Bezeichnung „Forschungsstätte für Volkserzählung, Märchen- und Sagenkunde im Ahnenerbe e. V.". Niederlöhner erstattet Bericht über die bisherige Arbeit und die Aufgaben der Forschungsstätte. Er gibt alsdann Richtlinien für das Sammeln von Volkserzählungen. Auf die wörtliche Wiedergabe in der Mundart wird besonderer Wert gelegt. Sehr beachtlich sind die Ausführungen über die volkstümlichen Erzählergemeinschaften und die Stellung des schöpferischen Erzählers in der Gemeinschaft.

Dr. Otto Huth.

Hauptschriftleiter: Dr. Otto Plaßmann, Berlin C2, Raupachstr. 9 IV. Druck: Offizin Haag-Drugulin, Leipzig. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin C2, Raupachstr. 9.

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

1938 August Heft 8

Zur Erkenntnis deutschen Wesens:

Die Verehrung des heiligen Feuers bei Germanen und Indogermanen

„Ich bin im deutschen Hause, ich bin in einem Heiligtum", sagt Ernst Moritz Arndt einmal. Die ursprüngliche Heiligkeit des Hauses kann man nirgends stärker erleben, als im alten niederdeutschen Bauernhaus, in dessen Mitte das heilige Herdfeuer brennt. Das Herdfeuer ist das eigentliche Heiligtum des Hauses. Im Altnordischen bezeichnet das Wort arenn zugleich Herd und Altar. Im Herdfeuer wußte man die Ahnenseelen gegenwärtig und für sie opferte man ins Feuer beim Beginn der Mahlzeit. Aufs genaueste gab man aufs Feuer Obacht. Es durfte nicht verlöschen, sondern wurde dauernd am Brennen erhalten. Das ewige Herdfeuer war das Sinnbild der Ewigkeit der Sippe; es war so eng mit dem Leben der Sippe verbunden, daß man in seinem Erlöschen nicht nur ein schlechtes Vorzeichen sah, sondern eine unmittelbare Bedrohung des Lebens der Sippe. Am engsten wiederum war es sinnbildlich verknüpft mit dem Leben des Hausvaters, der als Vertreter des göttlichen Urahnen der verantwortliche Vorstand der Sippe im germanischen und indogermanischen Altertum war. Beim Tode des Hausherrn wurde das Herdfeuer gelöscht und erst bei der Übernahme des Besitzes durch den Erben wieder entzündet. Der Forschung ist längst bekannt, daß dieser tiefsinnige und altertümliche Kult des ewigen Herdfeuers gemein-indogermanisch ist. Wir können ihn bei den verschiedensten indogermanischen Völkern übereinstimmend nachweisen und dieser Herdfeuerkult gilt daher mit Recht als urindogermanisch. Daß er auch germanisch war, ist daher nicht zu bezweifeln, denn die Versuche, den Germanen irgendeine Sonderstellung innerhalb des Indogermanentums in dem Sinne zuzuschreiben, daß sie keine echten Indogermanen gewesen seien, sind als verfehlt anzusehen. Wenn man eine solche Sonderstellung etwa auch darin erblicken sollte, daß die Germanen den bezeichnend indogermanischen Herdfeuerkult nicht gekannt hätten, weil er aus germanischer Zeit selbst nicht deutlich überliefert ist, so muß auch ein solcher Schluß als gründlich verfehlt bezeichnet werden. In der späteren Volksüberlieferung aller germanischen Länder ist der alte indogermanische Herdfeuerkult gut erhalten. Das ist um so mehr ein sicherer Anhalt für einen einst ausgeprägten germanischen Herdfeuerkult, als der christliche Geist für den Fortbestand dieses heidnischen Kultes keineswegs günstiger war als etwa für die Erhaltung des alten Baumkultes oder der Hausschlangenverehrung.

Noch vor wenigen Jahrzehnten nannte der westfälische Bauer das Herdfeuer heilig. Wer könnte in folgender Erzählung Roseggers die religiöse Stimmung verkennen: „Der Herd ist das Herz des Hauses. Meine Großmutter hat siebzig Jahre von Tag zu Tag in die Flamme des Herdes geblickt und in ihrer letzten Stunde ehe sie als hochbetagte Greisin das Auge schloß, glühte in demselben noch der Widerschein: ‚Gibt Achtung, daß das Feuer nit auslöscht!‘ Das ist ihr letztes Wort gewesen." Unübertrefflich hat Selma Lagerlöf in ihren Erzählungen die Heiligkeit des Herdfeuers, seine Macht über die Seele der Menschen geschildert[1]. Selma Lagerlöf gründet in ihren Erzählungen ebenso sehr auf eigener gründlicher Kenntnis des schwedischen Volkslebens (vor allem Wärmlands) wie Rosegger auf der seiner Heimat Steiermark. Von den nordischen Ländern bis nach Kärnten finden wir dieselben Bräuche mit dem Herdfeuer verknüpft und können daher von der späteren Volksüberlieferung zurückschließen auf germanischen Kult.

Das Heidentum kennt eine Ewigkeit nicht im Sinne unendlicher Dauer, sondern nur im Sinne ewiger Erneuerung. Das wird besonders deutlich, wenn man die Feuererneuerungsbräuche betrachtet. Das heilige Feuer, das schon in alter Zeit „ewiges Feuer" heißt, wird einmal im Jahr und zwar ursprünglich, wie sich zeigen läßt, zur Wintersonnenwende gelöscht und feierlich neu entzündet. Der Julblockbrauch weist noch auf diese jährliche Herderneuerung hin. Ein großer Wurzelstock einer Eiche oder Buche oder auch eines anderen Baumes wird in der Weihnachtszeit an den Herd gebracht, wo er nur bei besonderen Gelegenheiten näher ins Feuer geschoben wird, und gleichsam das sichtbare Bild der jährlichen Dauer des Herdfeuers ist. Denn erst am nächsten Weihnachtsfest werden die letzten verkohlten Reste dieses Baumes weggenommen und nachdem die Asche auf den Acker gebracht ist, kann der neue Block feierlich ins Haus eingeführt werden. Dieser Brauch ist außer für Deutschland für Schweden und England bezeugt und daher als gemeingermanisch anzusehen. Von den germanischen Ländern ist er sowohl zu baltischen und slawischen wie andererseits zu keltischen Stämmen gewandert. Wenn auch die erst aus späterer Zeit erhaltenen genaueren Beschreibungen dieses Brauches nicht mehr von dem Löschen und dem Neuanzünden des Herdfeuers in Verbindung mit der Einführung des Julblocks zu berichten wissen, so läßt er doch an sich schon kaum eine andere Deutung zu als die oben gegebene, die übrigens durch einige Einzelheiten, auf die hier nicht eingegangen werden kann, noch gestützt wird.

Das ewige Herdfeuer wurde also im Mittwinter gelöscht und neu entzündet. Diese neue Erzeugung des ewigen Feuers war eine Kultangelegenheit. Darüber läßt schon der Zeitpunkt keinen Zweifel, denn in den Mittwinter fiel das alte mehrtägige Wintersonnenwende-Neujahrsfest. Die Verknüpfung dieser Kulthandlung mit der Sonnenwende weist ferner darauf hin, daß das ewige Herdfeuer symbolisch verknüpft war mit dem heiligen Sonnenfeuer. Wir dürfen annehmen, daß der Mythos vom Tod und der Wiedergeburt der Sonne im Mittwinter zu erzählen wußte[2]. Es erhebt sich die Frage, ob wir etwas darüber ausmachen können, wie das neue Feuer im Mittwinter erzeugt worden ist. Die Volksbräuche des germanischen Kreises wie die Kultüberlieferungen der übrigen Indogermanen lassen keinen Zweifel daran, daß das neue Feuer mit dem Holzfeuerzeug hergestellt werden mußte. Die deutsche Volksüberlieferung des vorigen Jahrhunderts läßt es sogar — wenn nicht alles täuscht — zu, noch näheres über die Art der Erzeugung dieses Neufeuers am germanischen Wintersonnenwendefest auszusagen. Ich denke an die Überlieferung vom Notfeuer, das nach Berichten aus verschiedenen deutschen Landschaften von zwei Brüdern oder Zwillingen erzeugt werden mußte[3]. Im Notfeuer haben wir überhaupt nichts anderes zu sehen, als die aus einem besonderen Anlaß wiederholte wintersonnenwendliche Herderneuerung. Es wurde in einigen Gegenden nachträglich wieder auf einen bestimmten Jahreszeitpunkt festgelegt, und zwar auf die Sommersonnenwende; im allgemeinen wurde es aber nur aus einem besonderen Grunde — meist aus Anlaß einer Viehseuche — veranstaltet. Zu den Eigentümlichkeiten des Notfeuers gehört es, daß es nur angezündet werden kann, wenn vorher im ganzen Dorf jedes Feuer und jedes Licht gelöscht war. Jeder Hausstand mußte Holz für den Scheiterhaufen stiften, der in der Nähe des Dorfes, meist in einem Hohlweg aufgeschichtet wurde. Mit dem altertümlichen Holzfeuerzeug, durch das Quirlen eines Pfahles in der Nabe eines Wagenrades oder durch Drehung eines Stabes zwischen zwei in den Boden gerammten Eichenpfählen, wurde das neue Feuer erzeugt, mit dem man den Scheiterhaufen entzündete. War dieser niedergebrannt, so trieb man das Vieh hindurch, um es von der Seuche zu heilen. Später nahm jeder ein brennendes Scheit von dem Feuer mit und zündete damit seinen Herd wieder an.

[1] Man vergl. z. B. Selma Lagerlöf, Der Ring des Generals, 1925, S. 77 ff.

[2] Auf die enge Verknüpfung von Sonnen- und Feuerkult bei den Indogermanen hat bereits Leopold von Schroeder, Arische Religion II, 1916, S. 81 ff. u. S. 573 ff. hingewiesen; vergl. Verf., „Janus" 1932, S. 70 ff.

[3] Verf., Sonnenwendfest und Zwillingskult, Germanien, 1933, Heft 6 u. 7.

Dieser Notfeuerbrauch weist uns also darauf hin, daß das heilige Herdfeuer, das im Mittwinter gelöscht wurde und mit neuem Feuer wieder in Brand gesteckt wurde, durch Reiben von Holz erzeugt sein mußte. Er gibt uns ferner einen Anhalt dafür, daß die Notfeuerbohrung durch Zwillinge vorgenommen werden mußte. Wenn diese Form des Brauches wirklich alt ist, muß es für sie in der altgermanischen Überlieferung selbst Anhaltspunkte geben. Man hat in einer Darstellung des bronzezeitlichen Grabes von Kivik die Bohrung des Neufeuers durch die Zwillinge erkennen zu können geglaubt. Ferner hat man gewiß mit Recht von diesem Kultbrauch her die Namen germanischer Könige gedeutet. Häufig ist uns das Bruder- oder Zwillingskönigtum bei germanischen Stämmen bezeugt und diese brüderlichen Könige tragen mitunter Namen, die Holz und Pflock oder ähnliches bedeuten. In der Tat kann man vermuten, daß das heilige Feuer, das am Kultfest feierlich erzeugt wurde, wenn es von Zwillingen bereitet werden mußte, so eben von Zwillingen aus königlichem Geblüt, die zugleich priesterliche Funktionen hatten.

Der höchst altertümliche Notfeuerbrauch vermag uns noch in anderer Hinsicht wertvolle Fingerzeige zu geben. Mit dem neuen Feuer wird zunächst der Scheiterhaufen angezündet, zu dem jeder Hausstand Holz liefern mußte. Dieser brennende Scheiterhaufen ist also ein Gemeinschaftsfeuer des ganzen Dorfes. Wenn dieses Feuer dann in die einzelnen Häuser gebracht wird, so verwandelt es sich gewissermaßen auf dem Herd des Bauernhauses wieder in das sinnbildliche Sippenfeuer, zieht aber seine besondere Kraft und Heiligkeit aus dem Umstand, daß es zugleich das Feuer einer umfassenderen Gemeinschaft ist. Aus Iran ist uns der Brauch überliefert, nach bestimmten Zeiten das Herdfeuer zu einem Dorf- oder Gaufeuer — einem Feuer höherer Ordnung — zu bringen, mit diesem zu vereinigen und dann mit einem Brande von diesem Dorf- oder Gaufeuer den eigenen Herd wieder anzuzünden. Es ist die Frage zu stellen, ob auch die Germanen einmal Gemeinschaftsfeuer des ganzen Dorfes und darüber hinaus eines ganzen Gaues und Stammes gekannt haben. Wir finden ewige Stammes- oder Staatsfeuer bei vielen indogermanischen Völkern bezeugt. Obgleich sie für die Germanen nicht bezeugt sind, kann man annehmen, daß auch sie einst diese ewigen Stammesfeuer gekannt haben.

Otto Huth

Vom heidnischen Symbol zum Heiligen-Attribut (Schluß)

Von Alfred Pfaff, Solln

Und noch einmal seien die Werke Herman Wirths zum Ausgangspunkt einer kurzen Betrachtung gewählt. Seine „Heilige Urschrift der Menschheit" und sein „Aufgang der Menschheit" gipfeln beide in dem geheimnisvollen Mythos der Wintersonnenwendezeit. Es verbietet sich, hier seine eigenen Worte zu gebrauchen, nur seiner Worte Sinn sei kurz gedacht. Wintersonnenwendezeit ist jene kürzere oder längere Zeitspanne, in welcher im hohen Norden, unserer Urheimat, alles Leben dieser Erde zu stiller Rast zur Ruhe geht, jene Zeit, in welcher der Sonne Lauf am Himmel schwindet, um sich im kleinsten „Ur"-Bogen aufzulösen. Dann nämlich, wenn der Sonne Kraft versagt und nur ihr Dämmerschein am Himmel in der Runde wandert, verlöschend und doch wieder aufflammend tagtäglich im goldenen Morgenrot, der trauernden Natur die Hoffnung auf zu-

künftig neues Leben kündend. Es ist jenes unerforschliche „Ur“, jene „Weihe-Nacht“, in welcher schicksalhaft alles Leben endlich einmündet, jene „Mütter-Nacht“, die uns alle und auch den „Gottessohn“, wenn sein Kreislauf geschlossen ist, aufnimmt, in welcher sich die Wandlung, das große Mysterium, vollzieht, aus welchem heraus der Sohn Gottes, die „Mutter Erde“ verlassend, als „Licht der Lande“ zu neuem Leben geboren wird. Und da, wo er in das Ur eingeht, und da, wo er das Ur verläßt, da künden die als Symbol verbliebenen Fußspuren vom „neuen Gehen Gottes“.

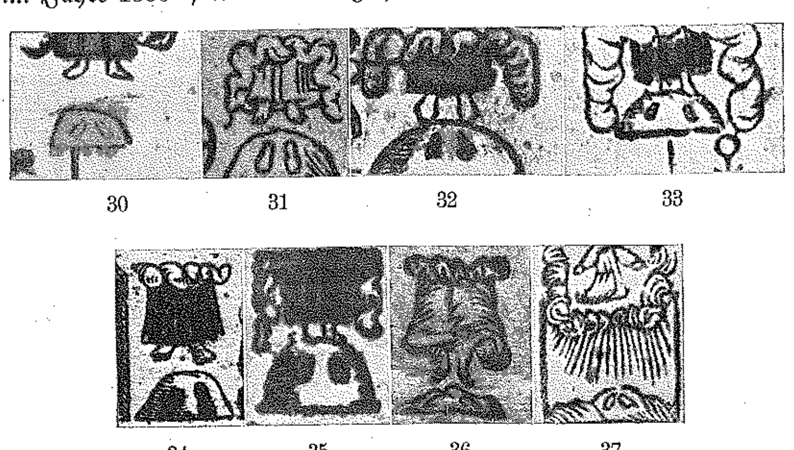
Ist Herman Wirth wirklich der erste, der solchen Gedanken Raum gibt? Erinnern wir uns bei diesen Worten nicht vielmehr an jenes Mysterium, das Goethes Genius erschaut und uns in seinem Faust vermittelt hat, wenn er seinen Helden den uns im Leben ewig verschlossenen Weg, den „Weg ins Unbetretene, nicht zu Betretende“, den Weg zu den „Müttern“ gehen läßt? Und als er dann von den Müttern zurückkehrt aus dem Ur, da ist auch er gewandelt, und wie im Traum zieht es an seiner Seele Grund vorüber:

„Euer Haupt umschweben
Des Lebens Bilder, regsam, ohne Leben.
Was einmal war, in allem Glanz und Schein,
Es regt sich dort; denn es will ewig sein.
Und ihr verteilt es, allgewaltige Mächte,
Zum Zelt des Tages, zum Gewölb' der Nächte.“

Auch hier kehrt alles Leben zurück zu den Müttern, von denen es seinen Ausgang genommen, auch hier regt es sich, „denn es will ewig sein“; und auch hier wandelt es sich und ersteht im Schoß der Mütter zu neuem Lebenslauf.

Wie aber hat sich die christliche Kirche mit dieser heidnischen Vorstellungswelt abgefunden, wie vermochte sie den in uralter Kultsymbolik fortlebenden Lichtglauben unserer Ahnen mit ihrer eigenen Weltanschauung zu verschmelzen, ohne an ihrer eigenen Wesensart zu zerbrechen? Auch hier geben uns die alten Bauernkalender wertvolle Anhaltspunkte. Hierbei kann es nicht zweifelhaft sein, daß wir die heidnische Rückkehr alles verlöschenden Lebens in das „Ur“ in jener Jahreszeit zu suchen haben, welche die Wintersonnenwende gewissermaßen einleitet, also in der christlichen Adventszeit. Das Wiedererwachen des Gottessohnes zu „neuem Gehen“, zu neuem Kreislauf und neuem Leben hingegen wurde von der Kirche zur leiblichen Himmelfahrt ihres Gottessohnes materialisiert.

So finden wir denn auch am Tage Christi Himmelfahrt, um hiermit zu beginnen, in den Bauernkalendern Darstellungen wie Abb. 30 im Jahre 1542[3], Abb. 31 im Jahre 1544[4], Abb. 32 im Jahre 1567[7], Abb. 33 im Jahre 1567[10], Abb. 34 im Jahre 1567[9], Abb. 35 im Jahre 1586[11], Abb. 36 im Jahre 1618[14] und Abb. 37 im Jahre 1867[16].

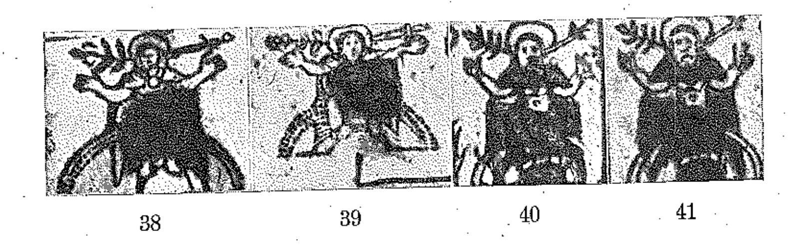


30 31 32 33

34 35 36 37

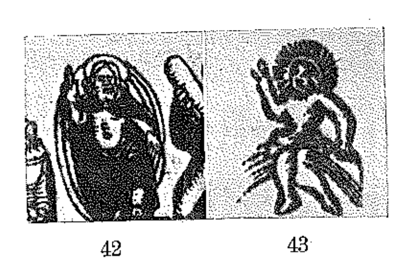
In sämtlichen überhaupt zur Verfügung stehenden Darstellungen, von den ältesten bis zu den jüngsten, sehen wir durch vier Jahrhunderte hindurch ausnahmslos stets die über dem „Ur“ halb in den Wolken schwebende Gestalt des „Gottes-Sohnes“, der das Symbol seines „neuen Gehens“ in den Fußspuren auf dem Ur hinterlassen hat. Damit hätte also die uralte Symbolik nicht nur zwei Jahrtausende Heidenzeit, sondern weiterhin auch anderthalb Jahrtausende christlicher Herrschaft unverändert überdauert, ohne daß aller Wandel der Zeiten sie auszulöschen vermocht hätte.

Auch für die Adventszeit bieten uns die Bauernkalender einige bemerkenswerte Darstellungen, wenn auch der erste Advent meistens überhaupt nicht hervorgehoben ist. In großer Übereinstimmung miteinander stehen die Darstellungen für den ersten Advent in den Kalendern von 1567[7], Abb. 38; 1567[10], Abb. 39; 1567[8], Abb. 40 und 1596[12], Abb. 41.



38 39 40 41

In sämtlichen vier Darstellungen sehen wir eine männliche Figur (Christus) mit entblößter Brust und entblößten Armen auf dem Ur-Bogen sitzend, die Arme weit seitlich emporgestreckt, ähnlich wie auch der heilige Franziskus auf den ältesten Bildern (Abb. 42). Ob hierbei das Ur in christlichem Sinn als Regenbogen oder als Erdkugel anzusprechen ist, läßt sich nach den Bildern nicht ohne weiteres entscheiden. Hinter dem Haupt der Figur sind Schwert und Lebensbaum gekreuzt, womit nach Herman Wirth etwa das sich im „Ur“ erfüllende „Stirb und Werde“ symbolisiert sein könnte.



42 43

In diesem Zusammenhang muß an jenes Apsismosaik in Ravenna, S. Vitale, erinnert werden, welches Josef Strzygowski in seinem „Morgenrot und Heidnischwerk“ als Abb. 1b wiedergibt, wobei er von „den auch hier sehr auffallend betonten farbigen Wolken der Morgenröte“ spricht. Zu anderer Zeit, an anderem Ort und aus anderem Impuls heraus entstanden, zeigt vor allem unsere Abb. 38 so viel innere Verwandtschaft mit diesem Kunstwerk, daß ähnliches inneres Empfinden der beiden Schöpfer um so eher vermutet werden darf, als auch in der anspruchslosen Kalenderzeichnung die hohe Zeit der großen Morgenröte (im Sinne Strzygowskis) festgehalten werden sollte.

Der Vollständigkeit halber sollen auch die beiden anderen Bauernkalender, in welchen der erste Advent durch eine Bildbeigabe hervorgehoben ist, erwähnt werden. Es sind dies die Kalender von 1567[9] Abb. 42 und 1867[16] Abb. 43.

Diese beiden Adventsbilder zeigen abweichende Darstellungen, die uns, abgesehen von dem Strahlenkranz in Abb. 43 und der noch entblößten Brust in Abb. 42, besonders

deshalb interessieren, weil in ihnen die charakteristischen Merkmale, nämlich Schwert und Lebensbaum, wieder verschwunden sind.

Nun hat Oskar von Zaborsky auf Seite 307 seines „Urväter-Erbe in Deutscher Volkskunst“ Teile eines Bauernkalenders aus jüngster Zeit veröffentlicht und dazu geschrieben:

„Am ersten Advent zielen zwei Schwerter nach den Augen eines Kindes, dessen Haupt von einem Sonnenschein umgeben ist.“

Hier ist also schließlich nach verschiedenen Zwischenlösungen, wie wir sie in Abb. 42 und Abb. 43 kennenlernten, eine endgültige Lösung gefunden: der Lebensbaum ist verschwunden und durch ein zweites Schwert ersetzt, und beide Schwerter zielen nach den Augen eines „Kindes“, womit eine vorzügliche Grundlage zu einer passenden Legendendichtung gegeben erscheint.

Endlich ist noch an ein Gobelin zu erinnern, welches sich im Germanischen Museum in Nürnberg befindet und dessen Darstellung als „Jüngstes Gericht“ bezeichnet wird. Auch hier sehen wir Christus auf der Weltkugel (dem Ur) sitzen, oberhalb Engel oder Selige mit den verschiedenen Marterinstrumenten, unterhalb die Verdammten. Auch hier sind Schwert und Lebensbaum dargestellt, aber sie kreuzen sich nicht hinter dem Haupt und sie zielen auch nicht auf die Augen, sondern sie enden in den Mundwinkeln der mit Vollbart geschmückten Christusfigur.

Alle diese Bilder, sei es jenes Mosaik oder dieser Gobelin, sei es ein jetzt schon jahrhundertealter Kalender oder einer aus neuester Zeit, sind aus gleichem Geist geboren, und sie sind in ihrer Art Vermittler uralten heidnischen Kulturgutes, wenn auch schließlich in christlich-kirchliches Gewand gekleidet. Dabei mögen den verschiedenen Künstlern auch ganz verschiedene Motive vorgeschwebt haben, denn der Gobelin stellt tatsächlich das Jüngste Gericht dar, die Kalender aber können kaum das Jüngste Gericht auf einen Zeitpunkt gelegt haben, der vier Wochen vor der Erscheinung des Richters liegt. Sie dürften also wohl einem anderen Gedanken ihre Entstehung verdanken.

Zum Schluß sei endlich noch auf den, zunächst vielleicht schwer erklärlichen, Umstand hingewiesen, daß in den Bauernkalendern an drei verschiedenen Tagen des Monats Dezember häufig das gleiche oder ein nur wenig abweichendes Bild erscheint. In Abb. 44 ist der Monat Dezember des Jahres 1567[10] wiedergegeben, in welchem jeder Tag durch ein kleines Dreieck am unteren Rande des Bildes gekennzeichnet ist.



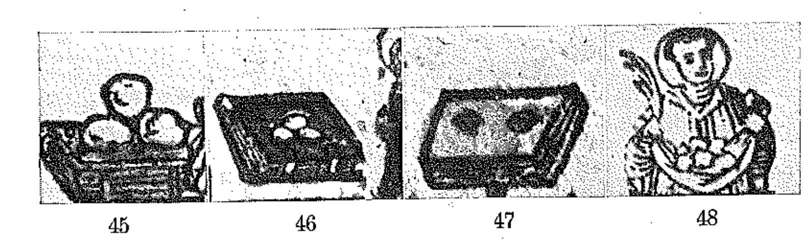
44

Zählen wir in diesem Bild die Tage ab, so finden wir am 6. Dezember ein Buch, auf welchem drei Kugeln liegen. Die gleichen drei Kugeln, allerdings ohne das Buch, finden wir dann am 26. Dezember wieder. In anderen Kalendern erscheint auch am 13. Dezember das Buch, meist mit zwei Kugeln. Insgesamt sind diese drei Tage in den untersuchten Kalendern wie folgt vertreten:

6. Dezember: Buch mit drei Kugeln, in den Jahren 1542[3], 1548[5], 1548[6] Abb. 45, 1567[7], 1567[8] Abb. 46, 1567[10] und 1596[12].
13. Dezember: Buch mit zwei Kugeln, in den Jahren 1500[2] Abb. 47, 1567[8] und 1596[12].
13. Dezember: Drei Heilige, deren Attribute nicht zu erkennen sind, in den Jahren 1542[3], 1548[5], 1548[6], 1567[7] und 1567[10].

26. Dezember: Drei Kugeln, in den Jahren 1542[3], 1548[5], 1548[6], 1567[7] und 1567[10].
26. Dezember: Buch mit drei Kugeln, in den Jahren 1567[8] und 1596[12].
26. Dezember: Heiliger mit Palmenzweig und mit Tuch, in welchem sieben Kugeln liegen, im Jahr 1867[16] Abb. 48.

Die merkwürdige Übereinstimmung in den Attributen oder Symbolen trotz der verschiedenen Tage, zu welchen sie gehören, findet ihre einfache und natürliche Begründung in den Erklärungen, welche Otto Huth in seinem „Der Lichterbaum, Germanischer Mythos und Deutscher Volksbrauch“ über die Mittwinterzeit gibt. Er sagt dort auf Seite 13:



45 46 47 48

„Bei der Untersuchung der Bräuche der Mittwinterzeit muß immer beachtet werden, daß die germanischen Wintersonnenwendebräuche auf verschiedene Tage festgelegt wurden und zwischen diesen hin und her gewandert sind. Erst in neuerer Zeit haben sie sich wieder um die Weihnacht gesammelt, während vorher zeitweise der Nikolaustag und der Luciatag eine größere Rolle spielten.“

Nun ist aber der 6. Dezember der Nikolaustag, der 13. Dezember der Luciatag und der 26. Dezember, also Weihnacht, der Stephanstag. Sie alle drei sind also die Tage der „germanischen Wintersonnenwendebräuche“, und sie alle drei zeigen gleichzeitig in den Bauernkalendern das gleiche Symbol: ein Buch mit (drei) Kugeln.

Es ist von Interesse, zu sehen, wie sich die klösterlichen Kalendermacher mit diesen gleichbleibenden Symbolen an verschiedenen Tagen abgefunden haben. Da sie mit Rücksicht auf uralte Volksbräuche die Symbole zwar beibehalten, aber weiterhin als Heiligen-Attribute führen wollten, sahen sie sich genötigt, nun drei verschiedene Heiligen-Legenden zu dem gleichen Symbol zu dichten. Darüber, wie sie dieser Aufgabe gerecht geworden sind, finden wir in der einschlägigen Literatur im allgemeinen übereinstimmende Angaben. So sagt z. B. Karl Künstle in seiner „Ikonographie der Heiligen“ über St. Nikolaus:

„Er wird gewöhnlich abgebildet als Bischof in abendländischer Pontifikaltracht mit drei goldenen Kugeln auf einem Buch in seiner Hand oder mit drei Kindern in einer Kufe zu seinen Füßen. Das erste Attribut geht auf die Erzählung zurück, daß Nikolaus einem vornehmen aber verarmten Manne die Brautausstattung seiner drei Töchter dadurch verschaffte, daß er bei Nacht, um unerkannt zu bleiben, ihm Geld durchs Fenster warf.“

Ist es schon nicht leicht einzusehen, warum diese heimliche Geldspende gerade durch drei goldene Kugeln dargestellt werden soll, so bleibt in dieser Legende vollkommen ungeklärt, welche Bedeutung dem stets wiederkehrenden Buch zukommen soll. — In bezug auf die heilige Luzia sagt der gleiche Verfasser:

„Lucia wird dargestellt mit einem Schwert und einer Wunde am Hals; auch mit zwei Augen auf einer Schüssel oder mit einer Öllampe in der Hand. Ihr ‚Augen‘ als Attribut zu geben, ist durch den Namen veranlaßt (Lucia = die Leuchtende, die Lichtträgerin, Patronin des Augenlichts). Aus dem Attribut der Augen er-

wuchs im 14. Jahrhundert die Legende, Lucia habe sich aus dem angegebenen Grunde die Augen ausgerissen. Daß man aber ursprünglich nicht daran dachte, die Augen auf der Schüssel in ihrer Hand seien ihre eigenen Augen, ergibt sich daraus, daß auf dem ältesten Bild mit diesem Attribut, einem Gemälde des Angeletto da Gubio, Lucia in der Rechten eine Schüssel mit sechs Augen und in der Linken noch ein Auge hält."

Auch hier harmonieren Attribut-Darstellung und Legende schlecht miteinander. Die Kugeln sind die gleichen wie an den beiden anderen Tagen und zeigen keine Ähnlichkeit mit ausgerissenen Augen; das Buch ist genau das gleiche wie am 6. Dezember, wie ein Vergleich der Abb. 45, 46 und 47 zeigt, und kann wohl kaum mit einer Schüssel verwechselt werden. — Endlich lesen wir über den heiligen Stephan, der angeblich gesteinigt worden ist, bei Karl Künstle:

„Sein besonderes Attribut sind die Steine, die er in den Händen trägt; manchmal trägt er die Steine auf dem Buche in seiner Hand oder sie liegen am Boden neben ihm."

Abgesehen davon, daß auch hier die Kugeln genau die gleichen sind wie am 6. Dezember, wie uns die Abb. 44 lehrt, kann mit dem besten Willen nicht eingesehen werden, warum der Heilige die Martersteine gerade auf einem Buch tragen soll.

In diesem, allerdings auch besonders schwierigen Fall, ist die Legenden-Dichtung, trotz aller Phantasie, die bald zu goldenen Kugeln, bald zu ausgerissenen Augen und bald zu Martersteinen führte, ihrer Aufgabe nicht gerecht geworden.

Schauen wir noch einmal zurück, so bieten die uns auf den ersten Blick oft kindlich anmutenden Darstellungen der alten Bauernkalender bei näherem Zusehen eine Fülle reizvoller Anregungen. Immer wieder weht aus längst vergangenen Tagen ein eigener Hauch zu uns herüber und bringt uns Kunde von einer Glaubens- und Vorstellungswelt, zu welcher wir zwar sicher nicht zurückkehren wollen, die aber auch heute noch unsere deutsche Seele in harmonischem Gleichklang mitschwingen läßt. Und wenn wir uns in diese oft naiven Bilder versenken, dann fühlen wir bald, wie doch aus jedem einzelnen ein tiefster Kern unseres eigenen **Wesens** herausschimmert und uns mahnt, ihn zu erlösen aus dem fremden Dunkel, das ihn überschattet und zu ersticken droht.

Verzeichnis der verwendeten Bauernkalender

Im Nachfolgenden bedeutet: M. = Staatsbibliothek München; N. = Germanisches Museum Nürnberg. Die Bildbeigaben sind photographische Originalaufnahmen ohne jede Ausbesserung oder Nachzeichnung. Auf erhöhte Schönheit wurde zugunsten einer einwandfreien Naturtreue bewußt verzichtet. Die photographischen Aufnahmen und Vergrößerungen wurden hergestellt: In der Staatsbibliothek München von der photographischen Kunstanstalt Arthur Schneider, München, Dachauer Straße 25; im Germanischen Museum Nürnberg von der photographischen Kunstanstalt Christof Müller, Nürnberg, Frauentormauer 42.

Verwendet wurden insgesamt 16 Bauernkalender, wobei die Jahrgänge 1548 und 1567 durch zwei bzw. vier verschiedene Kalender vertreten sind. Bei den Kalendern von 1500, 1586, 1596 und 1631 steht das Jahr nicht einwandfrei fest, was im nachfolgenden Verzeichnis durch ein beigefügtes (?) angedeutet, im Text aber n i c h t mehr vermerkt wurde. Jeder Kalender wurde mit einem Index versehen, der im Text bei jeder Nennung des Kalenders wiederholt ist. Demnach kann ein und derselbe Jahrgang mit verschiedenen Indizes erscheinen. In dem nun folgenden Verzeichnis ist, soweit bekannt, die Bibliotheks-Signatur jeweils beigefügt.

[1] 1398 N.
[2] 1500 (?) M. Xyl. 42a.
[3] 1542 M. Einbl.-Kal. 1542.
[4] 1544 M. Einbl.-Kal. 1544b.
[5] 1548 M. Xyl. 42b.
[6] 1548 M. Xyl. 42c.
[7] 1567 M. Einbl.-Kal. 1567n.
[8] 1567 M. Einbl.-Kal. 1567o.
[9] 1567 M. Einbl.-Kal. 1567p und 1567q.
[10] 1567 N. und M. Einbl.-Kal. 1567m.
[11] 1586 (?) M. Xt.
[12] 1596 (?) M. Xs.
[13] 1598 N.
[14] 1618 M. Einbl.-Kal. 1618.
[15] 1631 (?) M. Xra.
[16] 1867 M. Einbl.-Kal. 1867.

Denkmäler langobardischer Kunst in Rom

Von Emerich Schaffran, Wien

Wer jene wenigen in der Barockzeit nicht veränderten römischen Kirchen des frühen Mittelalters durchstreift und besonders auf die in den Vorhallen, Sakristeien und Dachböden aufbewahrten Kunstdenkmäler aus der Zeit vor dem Jahre 1000 genügend achtet, wird unter diesen eine erstaunlich große Anzahl von Reliefplatten, Bogenstücken u. ä. feststellen, die alle mehr oder minder deutlich die Stilkennzeichen langobardischer Schmuckkunst tragen. Und der kritische Beschauer wird fragen: Langobardische Kunst in Rom, in einer Stadt, die von den Langobarden nie besetzt gewesen ist? Er wird diese berechtigte Frage mit noch größerem Erstaunen stellen, wenn einige dieser Denkmäler germanische Sinnbilder und Wesensarten in noch weit stärkerer Art zeigen, als dies in Oberitalien der Fall ist, das doch durch zwei Jahrhunderte langobardischer Herrschaftsbesitz war.

Stilkundlich sind jene Denkmäler, von denen die wichtigsten und zugleich unbekanntesten nun kurz beschrieben werden, damit, vielfach zum erstenmal, der deutsche Kunstfreund davon Kenntnis erhalte, einwandfrei langobardisch. Aber wie sie nach Rom kamen, oder warum sie in Rom gearbeitet wurden, das kann derzeit noch nicht mit genügender geschichtlicher Sicherheit gesagt werden; diese muß durch Vermutungen ersetzt werden, auch wenn manche Stücke, dank ihrer Beschriftung, eine ziemlich sichere Datierung erlauben.

Die Langobarden erschienen den Römern als ihr furchtbarster Feind, jedenfalls wurde diese Vorstellung durch die in ihrem weltlichen Besitz bedrohte Kurie genährt, und solange die Langobarden die Mauern Roms berannten oder die Stadt irgendwie zu schädigen trachteten, war an ein Eindringen der langobardischen Kunst in Rom natürlich nicht zu denken. Aber nach dem Fall Pavias, der langobardischen Hauptstadt, 774, wurde es anders. Viele langobardische Edle und Familien gelangten von Pavia und Spoleto nach Rom und bildeten dort ein eigenes langobardisches Quartier. Sie und wandernde langobardische Künstler brachten nun nach Rom auch die Kenntnis der so eigenen und so hoch ausgebildeten langobardischen Kunst und, wie es menschlich gut zu verstehen ist, diese Kunst wurde nach dem Jahr 800 bis gegen das Jahr 1000 „große Mode".

Alle Abbildungen nach Aufnahmen des Verfassers



Abb. 1. Rom, S. Saba, Vorhalle

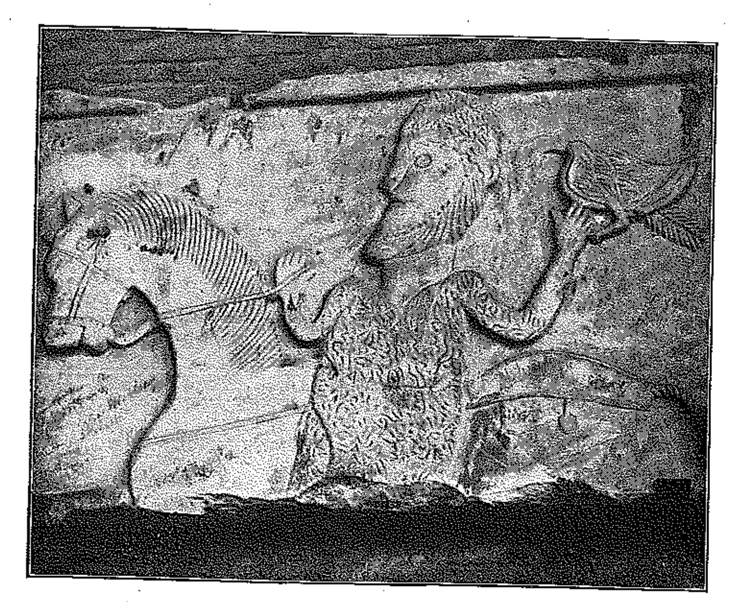


Abb. 2. Rom, S. Saba, Vorhalle

Die Denkmäler, die — um nur einige Beispiele zu nennen — in den Kirchen Santa Sabina, S. Giovanni in Laterano (Kreuzgang und Museum), Santa Saba, S. Maria in Cosmedin, S. Maria in Trastevere, S. Maria in aventino (auch „del priorato“ genannt) und in einem ganz jungen, kleinen Museum inmitten des Forum romanum sich befinden, ergeben nicht nur eine Fülle schöner langobardischer Denkmäler, sondern auch, in Rom besonders verwunderlich, in vielen Fällen Nordkunst reinster Art. Eine Verwechslung mit byzantinischer Art ist unmöglich, wenn man einmal langobardisches Kunstwollen kennt; gemeinsam sind hierin höchstens einige Einzelheiten; doch das Ganze, die Technik und der weltanschauliche Inhalt, sind hier genau so langobardisch, wie bei den vielen Reliefs aus Oberitalien, aus Dalmatien, aus Kärnten und Südtirol. Es handelt sich auch in Rom in erster Linie um flach bearbeitete Reliefplatten, die einst, wie dies nach kleinasiatischer Anregung auch für langobardische Kirchen typisch ist, zum Schmuck von Altarschränken, Altartischen, Ambonen (Kanzeln) und Ciboriumaltären dienten. Sieht man von den vielen Kirchen ab, die früher das Forum romanum einem Kranz gleich umgaben, und deren langobardische Einrichtungsreste das erwähnte kleine Museum füllen, so waren mindestens vierzehn Kirchen damals im 9. und 10. Jahrhundert in langobardischer Schmuckart eingerichtet. Doch muß der Genauigkeit halber vermerkt werden, daß diese modische langobardisch-römische Kunst auch von byzantinischen Händen kräftig nachgeahmt wurde (daraus ersieht man besonders deutlich das Modische!), und gerade Santa Sabina auf dem Aventin, jene Kirche, in welcher diese Art Einrichtung am lückenlosesten wieder aufgestellt wurde, zeigt darin nur mehr wenig Germanisches. Neben der ungestümen, drängenden Nordart wirken die Platten der Chorschranken von Santa Sabina wie der „kultivierte Tod“ (Picton).

Einwandfrei langobardische Reliefplatten finden sich in Rom außer im Museo laterano und in dem kleinen Lapidarium auf dem Forum romanum vor allem in den Kirchen: S. Apostoli, S. Giorgio in Velabro, S. Giovanni in porta latina, S. Quattro coronati, S. Saba, S. Maria in Araceli, S. Maria in Cosmedin, S. Maria in Trastevere, S. Marco, S. Agata de'goti, S. Maria antiqua und S. Maria aventino (in priorato); von Byzantinern oder Römern im byzantinischen Geschmack nachgeahmte langobardische Kunst enthalten vor allem Santa Sabina, S. Agnese außerhalb der Mauern, S. Clemente, S. Prässede und S. Lorenzo in lucina. Späte Stücke finden sich unter anderem

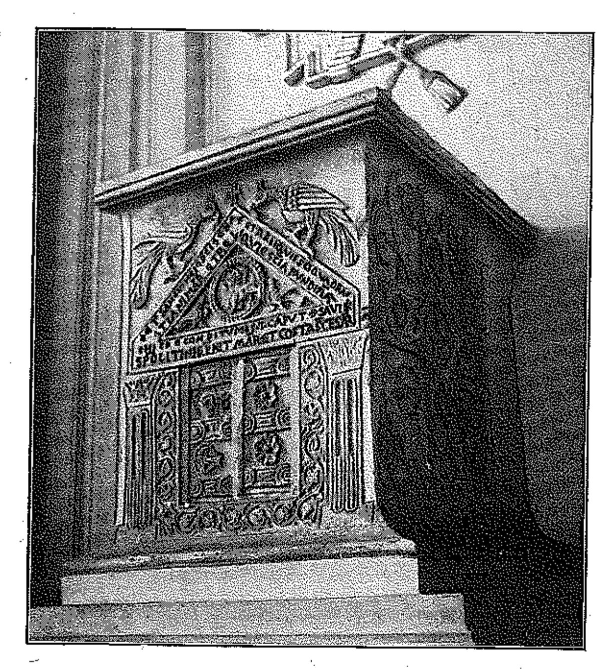


Abb. 3. Rom, Sta. Maria in priorato, Reliquiar, Nordwand

besonders in S. Lorenzo außerhalb der Mauern. Damit ist der Vorrat solcher Denkmäler in Rom keineswegs erschöpft, obwohl er wenigstens durch einige sehr bedeutende Werke vermehrt erscheint.

An der Spitze der langobardischen Reliefplatten in Rom stehen jene in S. Saba; sie befinden sich heute in der hübschen Vorhalle der wenig bekannten Kirche. Das eine Relief (Abb. 1) zeigt den oberen linken Teil einer einst mehrteiligen Platte; von einem dreistreifigen Flechtband gerahmt, steht ein flach, wie ausgestanzt gearbeiteter Hirsch (?) und frißt an einem streng gebildeten Blatt. Von den übrigen Feldern sind nur pflanzliche Reste und ein heraldisch (!) aussehender Pelikan (?) erhalten. Die Thematik ist die bekannte frühchristliche, in Form und Technik ähnelt dieses römische Relief jenen an der Kirche in Cisano (südlicher Gardasee) sehr stark.

Weit bedeutender ist das Bruchstück der anderen Platte. Ein gebärteter, helmloser Reiter (Abb. 2) hält in der rechten Hand den Zügel und auf der Linken einen ziemlich deutlich als Taube charakterisierten Vogel. Neben dem sicher späteren Rambonadiptychon in Rom (vatikanische Sammlungen) ist dieses Relief schon in der Technik das Germanischste, was ganz Rom besitzt, ja, eines der nordischsten in ganz Italien überhaupt. Wieder ist das Relief flach, holzartig; ganz im Sinne der schönen Gegensatzwirkungen an den Deichseln aus dem Osebergschiff wird auch hier eine günstige Wirkung durch reichgeschmückte und anstoßende glatte Flächen gegeben. Die Ornamentierung erfolgt, vollkommen abweichend von der byzantinischen Art, entweder durch strenge Parallelstreifung oder durch punzenartige Aufrauhung der Fläche. Die andeutungsweise versuchte Körperlichkeit der Taube wird ferner von einem „strömenden“ und zugleich ganz in der Fläche bleibenden Ornament wieder gegenstandlos gemacht. Man denkt hier auch im Formalen an nordische Reiterdarstellungen, z. B. an den Hornhausener Reiter aus dem 7.—8. Jahrhundert. Aber auch inhaltlich wird man zu nordischem Beispiele geführt. Denn der Reiter mit dem Vogel auf der Hand ist in der frühchristlichen Typologie nicht gegeben. Da hier ferner an eine genre- oder bildnisartige Darstellung doch nicht zu denken ist, kann diese Platte nur einen sinnbildhaften Sinn haben, und dieser ist nordischer Herkunft. Der Reiter ist Wodan. Nur haftet sein Begriff nicht mehr deutlich im Geist dieses



Abb. 4. Rom, Sta. Maria in Cosmedin, verdeckte Chorschranke, links.

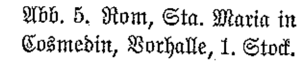
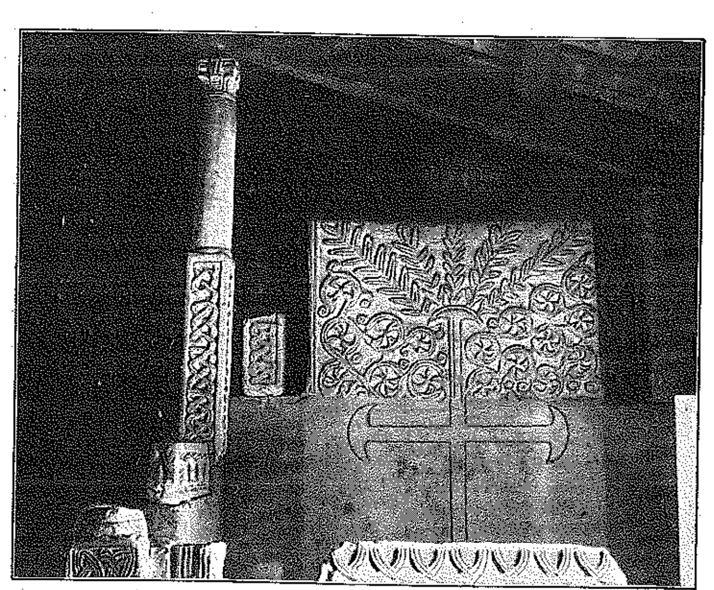


Abb. 5. Rom, Sta. Maria in Cosmedin, Vorhalle, 1. Stock.



langobardischen Steinmetzen (der hier einen „Jäger" zeigen wollte), denn sonst hätte dieser doch den Vogel besser als Raben, das Lieblingstier des Gottes, charakterisiert. Daß aber solche „heidnische" Vorstellungsreste damals auch noch in Mittelitalien lebten, beweist der im langobardischen Herzogtum Benevent noch um 750 nachweisbare Kult der heiligen Schlange. Besteht diese Vermutung zu Recht, so enthielte diese Platte aus dem römischen S. Saba die einzige erhaltene Wodandarstellung in ganz Italien. Im Figuralen wäre sie mit dem Relief des Herzogs Hilderich Dagileopa in Ferentillo und mit der Jagdszene aus Cività castellana zu vergleichen.

An der linken Wand der im Innern fast unzugänglichen Kirche Santa Maria aventino (oder del priorato) steht ein ungefähr 1 m hohes Reliquiar aus Kalkstein (Abb. 3). Die Hand, die dieses ebenfalls wenig bekannte Stück schuf, kannte byzantinische

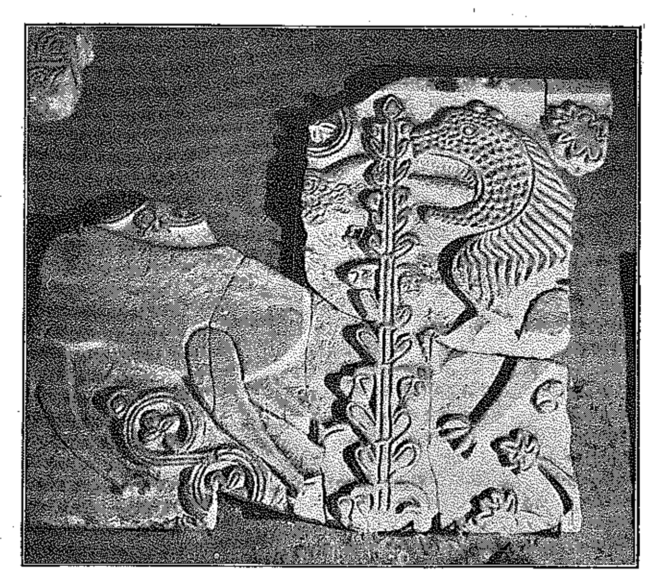


Abb. 6. Platte im 1. Stock der Vorhalle von Sta. Maria in Cosmedin, Rom.

Kunst zur Genüge, aber byzantinisch ist sie nicht, denn eine solche hätte sich nie derart „barbarische" Gestalten und Köpfe geleistet, wie sie hier auf den beiden geschmückten Seiten vorkommen. Vom südlichen Standpunkt aus gesehen wenig glücklich wirkt ferner die beinahe wahllos erscheinende Zusammensetzung der Vorderfläche, falls dort nicht überhaupt eine spätere Zusammensetzung vorliegen sollte. Trotz aller Ähnlichkeit mit nordischer Kunst in Italien fehlt hier, was sehr auffällig ist, das Flechtband. Da aber auch das Rambonadiptychon (um 950) flechtbandlos ist, und man es trotzdem als spätlangobardisches Werk bezeichnen muß, so gehört auch das Reliquiar in Santa Maria aventino in die gleiche Gruppe spätlangobardischer Denkmäler Mittelitaliens, worauf auch der Schriftcharakter hinweist. Für Freunde frühmittelalterlicher Texte sei hier die Inschrift in der richtigen Reihenfolge und mit Auflösung der wichtigsten Abkürzungen wiedergegeben: Hic reconditum est caput sancti savini spolitinensi episcopi et mart. et costa sanctae sar(a) M(art)et sanguinem sancti sebastiani mart. et reliquie sancti abundi mart. et reliquie sancti quadrac(i).

Überaus schön und bedeutungsvoll sind die Reste der langobardischen Einrichtung von Santa Maria in Cosmedin. Eine Holzbank verdeckt auf der Innenseite der Altarschranken jene schöne Platte, die Abbildung 4 zeigt. Ähnliches ist aus dem ganzen langobardischen Italien bekannt, und obwohl Pfauen und Vasen aus byzantinischer Kunst übernommen sind, wird dennoch niemand am nordischen Eigenwesen dieser (und ähnlicher) Arbeiten zweifeln.

Der erste Stock der Vorhalle der schönen Kirche S. Maria in Cosmedin ist dann ein köstliches Lapidarium für langobardische und langobardisierende Kunst des 9. Jahrhunderts. Manche Platten zeigen eine fast trostlos-langweilige formale Glätte (Abb. 5): Es sind Byzantiner, die langobardische Kunst nachahmen wollen. Andere Stücke, wie z. B. die mit gutem dreistreifigem Flechtband gefüllten Sockel der Säulen, eines leider zerlegten kleinen Ciboriumaltares (Abb. 5), und manches andere sind wieder weit echter langobardisch; und im Dunkeln dieser Rumpelkammer verbirgt sich dann jene Platte, die Abbildung 6 zum erstenmal bringt, ein Relief, das, wenn es noch möglich wäre, fast noch nordischer wirkt als der Reiter aus S. Saba. In der Mitte ein Lebensbaum mit strengen, durch innere Parallele belebten Blättern. Von rechts naht sich mit geöffnetem Maul ein Untier und frißt den Lebensbaum, von links kommt in gleicher Absicht ein anderer



Abb. 7. Rom, Sta. Maria in Trastevere.



Abb. 8. Rom, Brunnen im Kreuzgang von S. Giovanni in Laterano.

Vierfüßler, nur ist er gerade in den wichtigen Teilen, wie im Kopf, ganz zerstört. Beim rechten Tier denkt man an eine späte Erinnerung an den Fenriswolf, der hier statt der Sonne den Lebensbaum fressen will; das andere Tier hingegen ist schon wegen seiner schlechten Erhaltung nicht mehr deutbar.

Prachtvolles Nordgut ist hier die Technik, besonders bei Kopf und Mähne des rechten Tieres. Man vergleiche damit die beiden Vogelköpfe aus Oberflacht in der Eifel (abgebildet bei Wolfgang Schultz, Altgermanische Kultur in Wort und Bild, auf Tafel 54), um die weitgehende Ähnlichkeit zu bemerken. Nur ist die klare Geometrik des deutschen Beispieles hier durch Aufrauhung der Fläche durch ein punzenähnliches Instrument ersetzt, die kerbschnittähnliche Wirkung bleibt hingegen die gleiche. Hochinteressant ist ferner die Schenkelzeichnung; sie erinnert nicht nur an seltene germanische, sondern vielmehr an häufigere indogermanische Beispiele, was dann den „mesopotamischen" Charakter dieser Körperteile zur Genüge erklärt. Auf jeden Fall ist auch diese Platte inmitten der sonstigen römischen Kunst des beginnenden Mittelalters vollkommen vereinzelt und zeigt, wie sehr diese langobardische Kunst als eine von der übrigen römischen Kunst nicht assimilierte Fremdart nur nordische Kurzlebigkeit hatte.

Aus dem reichen Bestand ähnlicher Arbeiten in den Vorhallen von S. Maria in Trastevere bringt Abbildung 7 ein Beispiel, Abbildung 8 zeigt dann einen schönen, bekannten und genügend typisch langobardischen Brunnen im Kreuzgang von S. Giovanni in Laterano. Die Plattenreste, eingemauert in der Nordwand dieses Kreuzganges, dann jene im Museum des Laterans und die vielen Bruchstücke, die erst im vergangenen Herbst bei Kanalisierungsarbeiten vor der Westfront jener Hauptkirche Roms gefunden wurden, beweisen mit seltener Deutlichkeit, daß auch dieses Gotteshaus sich im 9. Jahrhundert eine Einrichtung mit Altarschranken, Ambonen und Ciboriumaltar im damals modernen „langobardischen Stil" leistete. Das ist seltsam genug, denn S. Giovanni in Laterano war eine der großen Hauptkirchen des päpstlichen Roms und daher, so sollte man meinen, am wenigsten geeignet, die Kunst der verhaßten, wenn auch bereits unschädlich gemachten Langobarden aufzunehmen.

Die schwedischen Steinkreuze

Von William Anderson, Lund

Von den alten Steinkreuzen, den häufig vergessenen Denkmälern, die vom Kaukasus bis zur Westküste Irlands, von Norwegen und Schweden bis zu den Alpen und südwestwärts über die Bretagne bis nach Spanien verbreitet sind, sind in Skandinavien nicht viele erhalten. Von Dänemark sind wohl kaum mehr als einige bis in unsere Zeit überliefert, in Norwegen dagegen treffen wir die Kreuze — wohl an fünfzig[1] — vorwiegend längs der Westküste, auch in Schweden sind nur einige zwanzig, hauptsächlich auf den kalksteinreichen Ostseeinseln Öland[2] und Gotland[3], erhalten. Zweifellos waren die Steinkreuze auf der Insel Öland früher sehr zahlreich — von hier wurde seit dem frühen Mittelalter Kalkstein an alle Gestade der Ostsee verschickt, und manche Wegkreuze in Norddeutschland sowie Taufsteine, Werkstücke, Grabsteine und Fußbodensteine in norddeutschen Kirchen sind aus öländischem Stein —, und noch heute stehen hier Hunderte von aufgerichteten Steinen aus der Eisenzeit oder früher, so daß man die Insel als ein wahrhaftes Land der Steindenkmäler bezeichnen kann. Fünf Kreuze sind noch erhalten; eins, das bei der Kirche in Bredsätra, wurde schon im Jahre 1634 beschädigt und steht nicht mehr. Die Kreuze haben verschiedene Formen. Die meisten stehen an der Landstraße, die sich von Norden bis Süden die Ostküste entlang zieht.

Das Kreuz auf Kapelludden[4] (Abb. 1) an der Ostküste der Insel, wo in der einsamen Landschaft an dem öden Strand der Ostsee noch eine Quelle und die malerische Silhouette einer Kapelle erhalten sind, gehört zu den großartigsten Werken der Steinkunst der spätromanischen Zeit und muß um 1225 entstanden sein. Das Kreuz war noch 1634 mit einem

[1] B. E. Bendixen, Stenkors i Bergensamterne. Oldtiden 11:2. Stavanger 1912, S. 75—96.
[2] William Anderson, Stenkors och kapellruiner på Öland. Acta Oelandica IV, Stockholm 1931, S. 29—44.
[3] P. A. Säve, Kors på Gotland. Svenska Fornminnesföreningens Tidskrift II, 1873—74. — Ola Vannbers, Minneskors på Gotland. Ymer 1933, S. 365 ff.
[4] William Anderson, Kapelludden i Bredsätra. Ölands Kulturminnesförenings Skriftserie Nr. 2. Borgholm 1936.

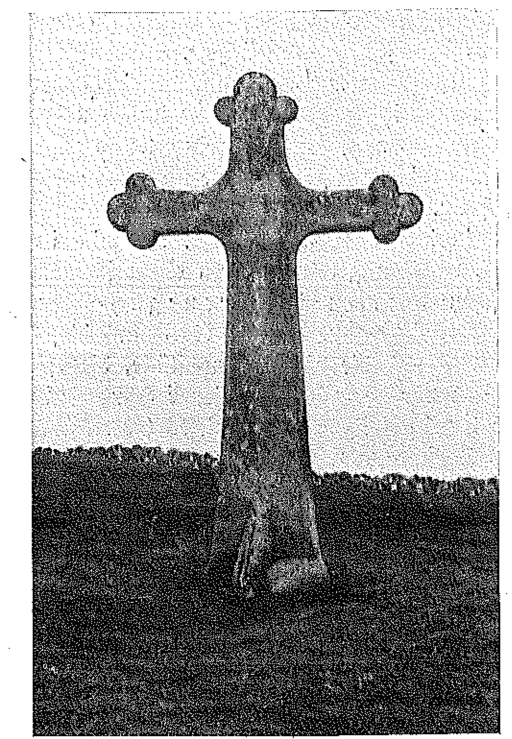


Abb. 1. Kapelludden, Bredsätra, Insel Öland. Steinkreuz aus Kalkstein. Höhe 3 m. Um 1225—50.

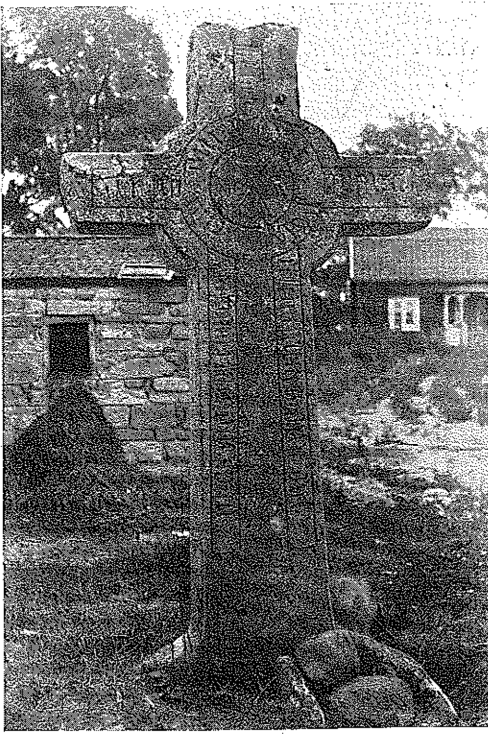


Abb. 2. Föra, Öland. Steinkreuz mit Inschrift über den Pfarrer Martin, getötet 1431.



Abb. 3. Hallnäs, Persnäs, Öland. Steinkreuz, vielleicht aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts.

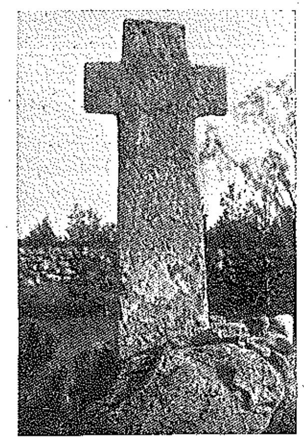


Abb. 4. Öfra Sandby, Bredsätra, Öland. Steinkreuz mit Inschrift über (den Pfarrer?) Sune. 15. Jahrhundert.



Abb. 5. Tjusby, Gärdslösa, Öland. Steinkreuz. Höhe 1,45 m. Gegen Osten zeigt das Kreuz ein Ringkreuz, gegen Westen einen sechsstrahligen Stern.

runden Wall oder einer Steinmauer mit Eingängen im Norden und Süden versehen. Die Sage berichtet, die schwedische Seherin und Heilige Birgitta (gest. 1373) sei auf einer Reise von Palästina hier gelandet, was aber nicht der Wirklichkeit entspricht. Vielmehr haben wir hier ein uraltes, später der irischen Heiligen Brigit geweihtes Heiligtum zu sehen. Früher lag hier ein bedeutender Hafenplatz, und der Seeverkehr quer über die Ostsee bis

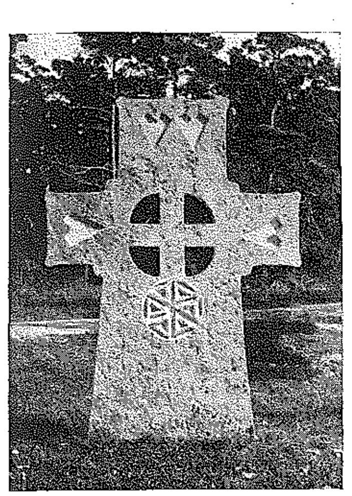


Abb. 6.
Rute, Insel Gotland. Steinkreuz.

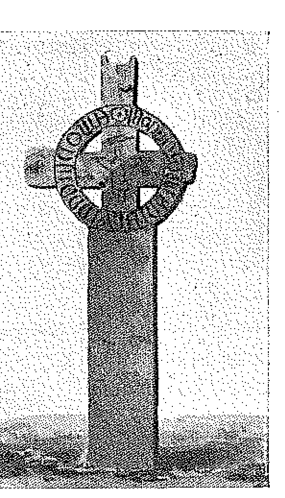


Abb. 7. Wisby, Gotland. Das sogen. Waldemarkreuz über die bei der Schlacht mit den Dänen i. J. 1361 gefallenen Einwohner der Insel. Nach B. Thordeman.

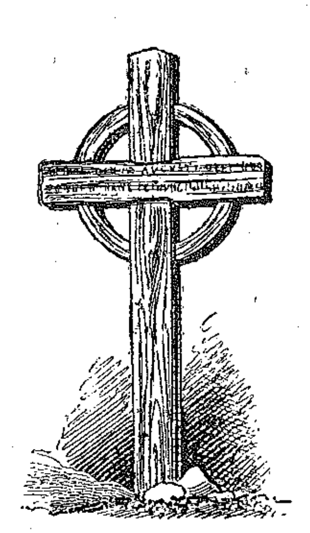


Abb. 8.
Ihre, Hangvar, Gotland. Kreuz aus Holz. Nach P. A. Säve.

nach Danzig ging lange über Sikehamn. Weiter wird von den öländischen Kreuzen erzählt, daß dort ein Pfarrer ermordet (Abb. 2) oder bei einem Ritt von einem Schneesturm überrascht wurde (Abb. 4, 5). Man sieht, wie die Landschaft fast überall die Sage beeinflußt hat, denn die Insel ist sehr flach und sehr arm an Wald, und die Schneestürme deshalb im Winter verheerend. Um das schön gehauene Kreuz in Persnäs (Abb. 3) spinnt sich die Sage, daß ein Vogt namens Ryning bei einem Ritt hier umgekommen sein soll, und das große Kreuz in Föra (Abb. 2) erzählt schon durch den Kelch, daß es über einem Pfarrer errichtet worden ist. Und die Inschrift berichtet, daß Herr Martin hier im Jahre 1431 — der Sage nach von einem Vogt des Bischofs, der hier Steuern erheben sollte — ermordet wurde.

Auf der Insel Gotland sind ungefähr siebzehn Kreuze (Abb. 6 bis 9) aus Kalk- und Sandstein bekannt, davon haben ungefähr sieben eine an die norddeutschen erinnernde Form mit hohem Stamm und einem Ring; acht haben Inschriften und gehören im allgemeinen dem 15. Jahrhundert an. Eines steht bei Wisby (Abb. 7) und wurde über den in der Waldemarsschlacht 1361 Gefallenen errichtet. Am 22. Juli 1361 landete der dänische König Waldemar Atterdag mit seinem Heere auf der Südspitze von Gotland, um die Insel zu erobern. Die Kreuze bei Gunilda in Sanda und bei Gränz werden in der Sage — sicher unrichtig — mit dieser Eroberung in Verbindung gestellt. Aber ein Stein mit Inschrift in der Kirche zu Fide gibt anschauliche Kunde von diesem Jahr der Verwüstung und des Schreckens: „Der Tempel ist verbrannt, das Volk geschlagen und fällt klagend für das Schwert[5].“ Ein gotländisches Kreuz bei Ihre in Hangvar (Abb. 8) ist von Holz, aber den Ringkreuzen nachgebildet.

Früher war es jedoch Sitte, auf den gotländischen Bauernhöfen große Holzkreuze[6] aufzurichten, bei welchen der Hofbesitzer und seine Sippe ihre tägliche Andacht verrichteten. Noch Säve hat ungefähr dreißig große Ringkreuze aus Holz gekannt, aber nur drei von diesen Hofkreuzen sind bis in unsere Tage erhalten. Das Kreuz in Lauks (Abb. 10) hat eine Höhe von fast sechzehn Meter und ist den Mittsommerbäumen, die früher am Johannisabend überall errichtet wurden, nicht unähnlich.

[5] Bengt Thordeman, Ì Valdemar Atterdags fotspår på Gotland. Ord och Bild 1927, S. 257—271.
[6] Th. Erlandsson, Gårdskors på Gotland. Gotlänningen 12. 4. 1934.

Aus den anderen Provinzen Schwedens sind nur einzelne Kreuze, meistens aus Holz, bekannt.

Auch in Schweden sind also die Kreuze, der Tradition nach, auf demselben Platz errichtet, wo eine Person ermordet wurde oder tödlich verunglückte. Die Sagen erzählen von Totschlag, Streit und Eifersucht, von Geistererscheinung, oder die Kreuze bezeichnen den Schauplatz des Kampfes zwischen zwei Offizieren, zwei Brüdern, zwei Königen oder Riesen, die um dasselbe Mädchen gekämpft haben (sogenannte „Duellkreuze") usw. An solchen Stätten wurden ähnliche Gedenkkreuze von Holz bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts errichtet. Auch war es ein alter Brauch, daß der Wanderer oder Wegfahrer einen Stein oder Zweige bei dem Kreuzstein oder der Quelle niederlegte, und diese Sitte hat sich auch bei solchen Plätzen erhalten, wo das Kreuz schon seit langem verschwunden oder vergessen war. Die Entstehung dieses sogenannten „Offerkast" („Opferwurf") ist manchmal sehr verzweigt[7]; ob das Werfen als Opfer anzusehen war, oder ob es geschah, um einem Unglück vorzubeugen, muß dahingestellt bleiben (vgl. den „toten Mann" in Deutschland). Endlich wuchs der Haufen zu einem kleinen Hügel, wie bei der Quelle des heiligen Elaws bei Borgholm auf der Insel Öland, wo aber die Kapelle weit entfernt von der Quelle an dem Strand gestanden hat. Daß an Plätzen, wo ein heiliger Mann oder eine Frau ihr Blut vergossen, eine Quelle entsprang, ist auch in Schweden eine allgemeine Sage. Der große Besuch der heiligen Quelle gab oftmals Anlaß, daß dort oder in der Nähe eine Kapelle[8] gebaut wurde; vom 13. Jahrhundert an ist diese Sitte bekannt. Wir wissen auch, daß kleine Kapellen von Holz, ähnlich wie sie heute noch in Bayern und sonst überall in katholischen Gegenden zu sehen sind, mit einem oder mehreren Heiligenbildern auch im Norden im Mittelalter üblich waren, jedoch scheint sich keine von diesen bis in unsere Zeit erhalten zu haben (ein Opferhaus über einer Opferquelle wird 1757 bei Grangärde in Västmanland genannt). (Schluß folgt.)

[7] Sigurd Erixon, Offerkasten på Svedvi allmänning ... Västmanlands Fornminnesfören. Årsskrift 1917, S. 1 ff. sieht materialistisch die Sache so, daß man sich gegen Selbstmörder, Verbrecher oder durch ein Unglück umgekommene Menschen schützen wollte. Da man den Wunsch hatte, den Platz auszuzeichnen, wurden Kreuze dort aufgestellt.

[8] Sigurd Pira, Heligkorskapellet in Holaveden. Tranås 1930. — William Anderson, Helgonkult i Blekinge. Antikvarisk Tidskrift för Sverige 22:3, S. 1—26.

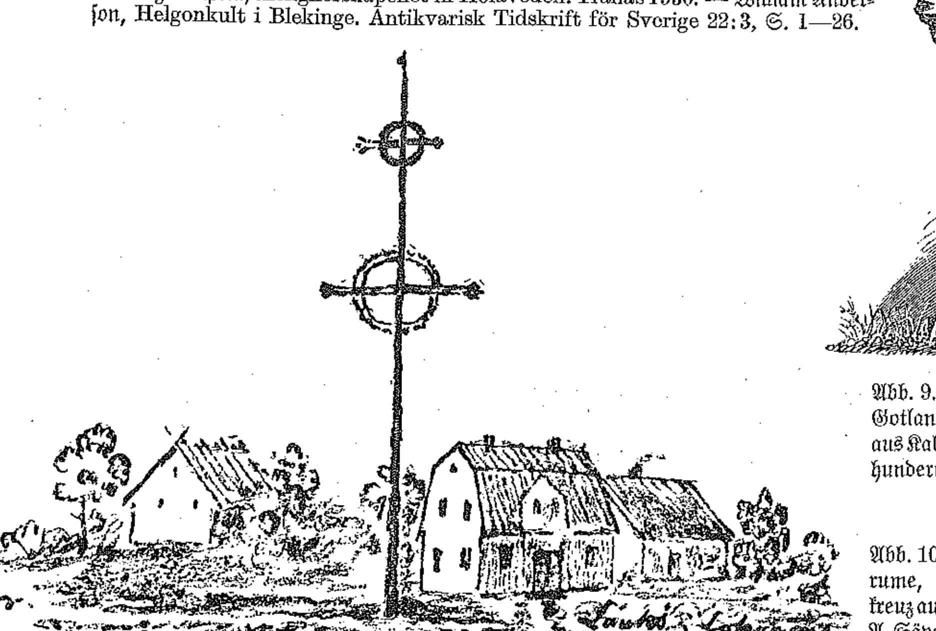


Abb. 9. Dals, Levede, Gotland. Kreuzstein aus Kalkstein. 14. Jahrhundert. Nach P. A. Säve.

Abb. 10. Lauks, Lokrume, Gotland. Hofkreuz aus Holz. Nach P. A. Säve. Ca. 16 m hoch.

Ein germanisches Heiligtum in Brandenburg?

Von Paul Heidtmann

Im folgenden veröffentlichen wir die Beobachtungen und Feststellungen eines Laienforschers in dem alten semnonischen Gebiet der Mark Brandenburg, die manchen wertvollen Hinweis bringen. Da das betreffende Gelände durch neue Wegebauten gefährdet ist, erscheint eine schnelle Nachprüfung der Mitteilungen dringend erforderlich. Die Schriftleitung.

Ich war achtundzwanzig Jahre hindurch Pfarrer der an die Gemarkung Nauen angrenzenden Dörfer Paaren im Glien und Perwenitz mit dem Wohnsitz in Paaren, und zwar als Nachfolger meines Vaters, so daß mir die Gegend seit fast sechzig Jahren nebst ihren Überlieferungen genau bekannt ist. Der Glien ist der Teil des jetzigen Kreises Osthavelland, welcher im Westen und Süden von dem Urstromtal des havelländischen Luches, im Osten von der Oberhavel und im Norden von dem Urstromtal, durch welches der Ruppiner Kanal von Altfriesack nach Oranienburg führt, begrenzt wird.

Mir sind dort so viele Merkmale aufgefallen, die Teudt für ein germanisches Heiligtum anführt, und fast vergessene Erinnerungen an mündliche Überlieferungen ins Gedächtnis gekommen, daß ich überzeugt bin, den Ort eines germanischen Heiligtumes in der unmittelbaren Nähe meines früheren Wohnsitzes Paaren gefunden zu haben. Bei der Wichtigkeit der Sache für die vorgeschichtliche Forschung, der ein solcher Ort bisher östlich der Elbe nicht bekannt war, habe ich mich zur öffentlichen Darlegung meiner Ansicht und der Gründe derselben verpflichtet gefühlt.

Vom Dorfe Paaren im Glien geht in Richtung nach Süden eine Landstraße, zuerst durch die Dorfgemarkung, dann liegt im Westen angrenzend der Staatsforst der Revierförsterei Jäglitz der Oberförsterei Falkensee, zu der auch ein Stück Weges weiter noch ein Waldstreifen zwischen der Landstraße und den Paarener Wiesen im Osten von der Straße gehört. Der Weg führt dann über eine Brücke eines Gewässers, das den Namen Leitsak führt, und von dieser Brücke an erstreckt sich im Osten von der Straße der Wald der Stadt Nauen, den dieselbe aus Staatsbesitz von den askanischen Markgrafen Brandenburgs einst erhalten hat und der im Gebiet der noch jetzt staatlichen Oberförsterei Falkensee zwischen den Förstereien Brieselang und Jäglitz sich in großer Ausdehnung erstreckt. Von der Leitsakbrücke an bildet die Paarener Landstraße die Westgrenze des Nauener Stadtwaldes; westlich der Straße liegen Paarener Wiesen, der Dunkelfurt genannt; diese werden durch den weiteren Lauf der Leitsak von dem Staatsforst Jäglitz getrennt, die nur mit einem kleinen Waldstück an der Brücke auf das linke südliche Ufer der Leitsak übergreift. Die Landstraße führt dann weiter durch den Stadtwald von dem Gehöft Stolpshof zu der Chaussee Finkenkrug—Brieselang—Nauener Weinberg, wo sie auf die große Chaussee Nauen—Fehrbellin stößt, an der die Funktürme stehen, die schon über die Dunkelfurtwiesen hinweg von der Paarener Straße aus sichtbar sind.

Das Stück des Nauener Stadtwaldes, das von der Leitsakbrücke an von der Landstraße im Westen und von einem nordsüdlich verlaufenden Waldweg (Gestell) im Osten begrenzt wird, in einer Länge von etwa 1 Kilometer nordsüdlich und in einer Breite von 200 bis 300 Meter westöstlich zwischen den beiden Wegen ist nach meiner Ansicht der Ort des altgermanischen Heiligtumes und Festplatzes gewesen. Der Erdboden besteht aus Sanddünen, die vom Ostwind einst in Halbkreisform in einer Zeit des Steppenklimas aufgeblasen sind, so daß der Westrand am Paarener Wege die höchste Erhebung zeigt und das Gelände wie eine Insel zwischen der Wiesenniederung des Dunkelfurt im Westen und dem Sumpfwald im Osten gelegen ist. Auf der Reichskarte ist es mit dem

Namen „Schuhmacherberge" bezeichnet. Bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts hat hier die Dorfgemeinde Paaren alljährlich ihr Kinderfest gefeiert.

Die Gründe, dieses Waldstück für einen germanischen Festplatz zu halten, sind folgende:

Die Hainbuchen

Das Dünengelände war, wie ich mich deutlich entsinne, vor dreißig bis fünfzig Jahren mit einem dichten Unterholz von Hainbuchen bestanden, das Oberholz bestand wie noch jetzt aus einem Mischwald von Buchen und Kiefern, während die Hainbuchen zwar noch vorhanden, aber weniger geworden sind.

Der auf der Karte verzeichnete Name „Schuhmacherberge", welcher heute in der Bevölkerung kaum noch bekannt ist, wurde mir von alten Leuten auf Befragen damit erklärt, daß die Nauener Schuhmacher das Holz der Hainbuchen zu Holzstiften zum Anheften des Sohlenleders sehr gesucht hätten. Diese Tatsache mag richtig sein, doch ist mir die Ableitung des Namens von derselben zweifelhaft. Denn an der Verlängerung der Langen Horst im großen Luch, zwischen dem nach Königshorst führenden Prinzendamm und der ehemaligen Perwenitzer Heuscheune, führte noch ein Sandhügel, der jetzt durch Meliorationsarbeiten verschwunden ist, den Namen „Schuhmacherberg", auf dem wohl nie Hainbuchen gewachsen sind. Ich wage daher die Vermutung, daß dieser Name eine etwa an die Heinzelmännchen erinnernde Bedeutung gehabt hat.

Der Wall

Zu einem germanischen Festplatz gehört ein Wall. Teudts Buch weist an, darauf zu achten, wo Wälle vorhanden sind, bei denen ein militärischer oder sonst praktischer Zweck nicht vorhanden ist. Dies ist hier der Fall. Von der Leitsakbrücke an ist der dem Winde abgekehrte, daher schroffere Dünenrand in einer Länge von 1 bis 1,5 Kilometer am Paarener Wege entlang ein doppelter Wall, der innere ist höher und besser erhalten als der äußere, der dort, wo der Dünenrand niedrig ist, stellenweise nicht mehr erkennbar ist. Solche Wälle sind in der dortigen Gegend nirgends vorhanden. Die Herden trieben frei im Walde; wenn auch die östliche Langseite des Platzes durch Sumpf gesichert war, so wählt man als Zufluchtsort in Kriegszeiten nicht ein so langgestrecktes Rechteck, wie es der Platz darstellt. Und zum Schutze des Weges gegen Versandung kann der Wall auch nicht gedient haben, da der Weg an sich, ehe er gepflastert war, so tiefen Sandboden hatte, daß der Fahrverkehr Paaren—Nauen zur Sommerszeit den Umweg über die Försterei Jäglitz wählte.

Ich nehme daher an, daß der äußere Wall mit einer Hecke von Hainbuchen und sonstigem Gesträuch bepflanzt gewesen ist, der höhere innere Rand auf seiner inneren Seite aber Platz oder Sitze für die Zuschauer der Wettkämpfe und Spiele auf dem Festplatz gewährt hat, für die man wohl Durchblicke zu dem erhöhten Ende der Rennbahn an der Ostseite neben dem nordsüdlichen Waldwege geschaffen haben wird.

Das Mal

Ferner gehört zu einer heiligen Stätte ein Mal. Leider ist dieses Mal verschwunden, aber die Stelle, an der es gestanden hat, ist mir genau bekannt. Sie befindet sich nach einer kurzen Strecke zur rechten Hand, südlich eines Weges, der von der Leitsakbrücke auf das Festgelände führt. Dort ist das Erdreich aufgewühlt. Ich entsinne mich genau, daß mein Vater mich nach der Rückkehr von einem Spaziergang dorthin in den Schulferien gefragt hat, ob ich dort das aufgewühlte Erdreich gesehen habe. Auf meine Antwort, dort seien wohl Baumstümpfe gerodet worden, erwiderte er: Nein, dort hätte ein großes Steinmal aus Findlingsblöcken gestanden, das Bürgermeister und Stadtväter von Nauen

einem Unternehmer verkauft hätten, obgleich gegen diese Barbarei — ich weiß nicht, ob von ihm oder durch die Anthropologische Gesellschaft in Berlin, deren Mitglied er war — Einspruch erhoben worden sei, der mit der Begründung vom Bürgermeister abgelehnt sei, die Einnahme für die Stadtkasse sei wichtiger als solche Altertümelei. Das — leider ehemalige — Steinmal an dieser Stelle ist ein sicherer Beweis ihrer besonderen Bedeutung. Denn weder auf den Sanddünen noch im Sumpfwald sind Findlingsblöcke vorhanden, sie müssen also aus weiterer Entfernung herangeschafft worden sein. Die Paarener Feldmark, die heute davon leer ist, hatte nordöstlich des Dorfes an dem Abhang zu den Pervenitzer Teichen eine Menge großer Findlinge, 4 bis 5 Kilometer von der Leitsak entfernt. Sie sind zum Bau der Chaussee Paaren—Pausin (Fehrbellin—Spandau) verwendet worden. Die Steine des Males können nur von dort oder von den benachbarten Pervenitzer Höhen herangeschafft sein. Eine solche Arbeit setzt den gemeinsamen Arbeitswillen einer ganzen Bevölkerung voraus und hat sicher einem gemeinsamen Heiligtum gegolten.

Der Kohlenberg und der Ascher

Ich bitte nun den Leser, mit mir die dicht bei dem Male befindliche Leitsäkbrücke zu überschreiten. Auf der Ostseite des Weges nach Paaren, nur durch die Leitsak von dem Mischwald des Festgeländes getrennt, zieht sich, wie schon anfangs erwähnt, ein nur mit Kiefern bestandenes Dünengelände zwischen der Straße und den östlich gelegenen Paarener Wiesen, welche „der Upstall" heißen, eine in vielen Gemarkungen wiederkehrende Bezeichnung, die noch einer endgültigen Erklärung bedarf. Das Dünengelände scheint in einer anderen Erdperiode entstanden zu sein: die Sandhügel sind rund und nicht halbkreisförmig wie im Festgelände. Doch muß ich die Entscheidung darüber den Geologen überlassen. Der Westrand an der Straße ist wieder am höchsten, ein Wall nicht erkennbar. Das Gelände hat, wie der Festplatz, die Form eines von Norden nach Süden gestreckten Rechtecks, doch ist die Länge geringer; es gehört zur staatlichen Försterei Jäglitz, wie der ganze Wald im Westen der Straße. Dieses Gelände halte ich für einen altgermanischen Friedhof. Es sind dort Urnen gefunden worden und — wenigstens in Scherben — wohl bei Grabungen noch jetzt zu finden, und in der benachbarten Wiese, die früher wohl ein See war, sind beim Ziehen von Gräben Aschenstücke zutage gekommen, die der Regen aufgelöst hat, ehe sie geborgen werden konnten.

Nach der Verleihung des Stadtwaldes an die Stadt Nauen durch die askanischen Markgrafen entstand ein Grenzstreit zwischen der Stadt Nauen und dem Ritter von Kahlenberg auf Pervenitz. Auf einer Tagung in der Stadt Brandenburg entschied der Markgraf zugunsten der Stadt Nauen, die Grenze sei der Pervenitzer Damm vom mons carbonarius, dem Kohlenberg, an. Nach Lage der Örtlichkeit kann mit dem Kohlenberg nur der von mir als Begräbnisplatz angesprochene Waldstreifen gemeint sein. Der Name Kohlenberg ist heute völlig vergessen, er beweist aber, daß irgendwann einmal lange Zeit dort Holzkohlen gebrannt worden sind.

Der von dem Markgrafen als Grenze bestimmte „Pervenitzer Damm" ist auf dem Paarener Upstall nicht mehr vorhanden, wohl aber bis zur Grenze an die Gemarkung Paaren auf der Gemarkung Pervenitz. Seine gradlinige Verlängerung würde genau das Nordende des Kohlenbergwaldstückes treffen, auf dessen schmaler Nordseite noch jetzt ein kurzer Weg zu den Upstallwiesen ihm entgegenkommt. Von entscheidender Wichtigkeit aber ist für mich, daß das Pervenitzer Gelände an diesem „Damm", der die Richtung auf den „Kohlenberg" hat, noch heute den Namen „der Ascher" hat. Teudt schreibt S. 146: „Eine unmittelbare Beziehung zum Hügelheiligtum und den zahlreichen Hünengräbern hat eine 5 Kilometer lange Straße, die seit alters den Namen ‚Aschenweg' trägt: auf ihm wurde in feierlichem Zuge die Asche der Großen zum Heiligtume und zu den Grab-

stätten geführt." Dieses Zitat trifft hier — nach der Auslassung der dortigen Ortsbezeichnungen — Wort für Wort zu. Nur daß es sich nicht um Hünengräber, sondern um Urnengräber handelt.

Was kann einst die Bewohner dieser Gegend veranlaßt haben, den im Paarener Upstall äußerst schwierigen Dammbau durch Sumpfgelände, das jedes Jahr Monate hindurch ein See war, zu unternehmen? Nichts anderes als kultische Beweggründe; denn eine Straße nach Süden hat Perwenitz in dem Wege nach Brieselang, von welcher der „Damm" rechtwinklig abzweigt, und im Westen von Perwenitz ist überall hohes Gelände.

Die lange Horst

Teudt schreibt S. 131: „Ein Längenmaß hat den Rennbahnen Griechenlands ihren Namen gegeben oder umgekehrt. Warum soll nicht auch in Germanien der Begriff der Länge auf die Rennbahn angewandt sein? Unser ‚anlangen', ‚ankommen' oder ‚langen' = ausreichend sein hat unverkennbare Beziehung zum Lauf nach dem Ziel der Rennbahn. Es war anfangs nur tastendes Vermuten, wenn ich die Frage stellte, ob die Langenorte nicht die Kampf- und Spielplätze der Alten gewesen sein könnten. Es ist ja nicht nur aus den spärlichen Mitteilungen der römischen Schriftsteller und aus dem Vergleich mit anderen Völkern wahrscheinlich, sondern es gehört zu den Forderungen unseres vernünftigen Denkens, daß Reit- und Waffenübungen, Spiele und Wettspiele, folglich auch Plätze dafür, gewesen sein müssen. Das kann aus dem Leben der wehrhaften alten Germanen nicht weggedacht werden. Ja, noch mehr, diese Spiele waren mit in den religiösen Kultus einbegriffen und verwoben."

Der Name „Lange Horst" veranlaßt mich zu der Meinung, daß auf diesem langen Wege die Wettkämpfe der Reiter stattgefunden haben, während der Festplatz südlich der Leitsak der Schauplatz der sonstigen Kämpfe und Spiele gewesen ist. Die „Lange Horst" führt auf eine Brücke, die den Namen „Schweinebrücke" hat, bis zu einem größeren Anger vor dem Forsthaus Jäglitz, der, von fiskalischem Grundbesitz umgeben, im Besitz der Gemeinde Grünfeld ist, von welchem Dorfe außer dem jetzt benutzten Landwege noch eine sehr breite Trift zu ihm hinführt. Diese Trift mit der langen Horst halte ich für den Zugangsweg zum Festplatz für die Bewohner der Dörfer im nordwestlichen Teil des Glien, den Anger am Forsthause für einen vorläufigen Sammelplatz der Festgäste und die Verlängerung der langen Horst über den Kienberg und die ehemalige Perwenitzer Heuscheune und Hertefeld über Sandrücken im großen Luch für den damaligen Hauptverbindungsweg vom Glien nach dem Westhavelland.

Der Lagerplatz und die Tränke

Von dort an, wo die lange Horst auf die Paarener Straße stößt und endet, besaß bis vor einigen Jahrzehnten die Gemeinde Paaren westlich der Straße bis zur Leitsak, also gegenüber der ganzen Länge des „Kohlenberges" eine breite Trift. Nach dem Aufhören der Schafzucht hat sie sich der Forstfiskus angeeignet und aufgeforstet. Diese frühere Trift halte ich für den Wagenplatz für die Festteilnehmer und für den Sattelplatz der Reiter. Auch ist das Bild, das die Leitsak an der Brücke bot, sehr auffallend gewesen. Während der Oberlauf im Osten der Brücke ein tief eingeschnittener Graben ist, hat sie im Westen und im Norden einen hohen Uferrand, nahm aber die Gestalt eines breiten Kolkes an, dessen südliches flaches Ufer einen bequemen Zugang für Pferde zur Tränke geboten hat. Der Kolk war jedenfalls am Westende gestaut, zu den Festen oder dauernd. Die Leitsak erscheint überhaupt weniger wie ein natürlicher Fluß, sondern eher als uralter Graben, der in diesem Kolk endete.

Der Schweinesteig

Das Rittergut Perwenitz besaß bis vor einigen Jahren, als es an das Rittergut Bredow verkauft wurde, ein Vorwerk am Rande des großen Luches, das amtlich „Vorwerk Glien", im Volksmunde „Der Schweinesteig" genannt wird. Beide Namen sind sehr auffallend. Wie kommt dies Vorwerk dazu, den Namen einer ganzen Landschaft, des Glien, zu führen, in der es gar nicht liegt, sondern im tiefsten Luch und durch den Nauener Forst von ihm getrennt? Auch ist sein Vorwerk mit mehreren hundert Morgen kein Steig, und die wilden Schweine hausen im Walde und nicht in den Wiesen.

Beide Namen aber haben einen guten Sinn, wenn angenommen wird, daß hier von dem Besitzer von Perwenitz als dem Schutzherrn des Festplatzes und des Kohlenberges, jedenfalls mit Beteiligung der nördlich von Perwenitz gelegenen Dörfer auf dem Glien eine Schweineherde zu Opferzwecken gehalten worden ist, so daß das Vorwerk ein gemeinsames Eigentum der Gliendörfer gewesen ist; der „Schweinesteig" ist dann eigentlich der Waldweg an der Ostseite des Festplatzes, der beim Male an der Leitsak beginnt und in gerader Linie zwar nicht auf das jetzige Gehöft des Vorwerks, aber jedenfalls zu dem dortigen Perwenitzer Luch führt.

Die Ortung

Ob dieser Weg nach Norden geortet ist, wie ich annehme, wie überhaupt jede genauere Ortung, muß ich der Entscheidung von Sachverständigen überlassen. Ich glaube aber, der jetzt wiedererstandenen altgermanischen Ortungswissenschaft wenigstens einen fest gesicherten Ausgangspunkt für weitere Forschung nach allen Richtungen, aber hauptsächlich nach Norden, geben zu können. Es ist dies ein steiler Sandhügel unmittelbar an der Leitsakbrücke nordwestlich, am Kolk und am Ende der ehemaligen Paarener Trift.

Es ist in den nächsten Gliendörfern noch allgemein bekannt, daß die auf diesem Hügel stehenden Kiefern die übrigen Waldgipfel überragen. Als ich sie einst daraufhin von der Höhe vor dem Dorfe Perwenitz über die Felder und Wiesen hinweg betrachtete, kam ich mit einem alten Perwenitzer darüber ins Gespräch, und er tat folgenden, höchst merkwürdigen Ausspruch: „Wenn von dort Zeichen gegeben werden, sieht man es im ganzen Glien!" Auf die Person des Sprechers kann ich mich nach so vielen Jahren nicht mehr besinnen, aber dies Wort ist mir jetzt wieder in deutlicher Erinnerung. Auf weitere Fragen, was das für Zeichen seien, tat er sehr geheimnisvoll; er wußte wohl selbst nichts weiter.

Nördlich von Börnicke an der Unterführung der Bahnstrecke Börnicke—Flatow (Wildpark—Oranienburg) unter der Chaussee Börnicke—Tietzow liegt ein germanischer Friedhof (dicht westlich dieser Ortungslinie), dessen Eigentum vom Völkermuseum in Berlin nach der Entdeckung beim Bahnbau erworben ist. Die Urnen ruhen dort in runden und viereckigen Steinpackungen. Dieser Friedhof ist wohl um Jahrhunderte jünger als der auf dem Kohlenberg, den ich den Vorfahren des Ariovist und seiner tapferen Krieger zuschreibe. Genau nördlich vom Ortungshügel aber liegt bei dem Dorfe Flatow der „Feuerberg" im „Hilligen Feld".

Verlängert man die Linie vom Ortungshügel nach Norden über die Flatower Feuerberge hinaus, so überquert diese Linie das Rhinluch über die einzigen dortigen Sandschollen und trifft dort auf die Siedlung „Wall", verlängert man weiter in das Land Ruppin hinein, so stößt man auf die höheren Bodenerhebungen westlich des Dorfes Herzberg und auf die Stadt Lindow.

Zieht man die Linie vom Ortungshügel nach Süden, so überquert sie das große Havelländische Luch an der schmalsten Stelle und stößt auf den hohen Uferrand dieses Urstromtales bei dem Dorfe Zeestow.

Der Steindamm am Heiligtum

Als letztes Merkmal ist mir folgendes aufgefallen: Von der Einmündung der „Langen Horst“ in die Paarener Landstraße an, nördlich der Leitsak, bis zum Ende des Walles am Festplatze im Süden, also genau neben der ganzen Länge des von mir als Heiligtum bezeichneten Kohlenberges und Festplatzes, ist vom Forstfiskus ein Steindamm hergestellt worden, da der Sandweg am Festplatz die Abfuhr und damit den Verkauf des Holzes aus dem Forstrevier Jäglitz in Frage stellte. Später sind dann die Anschlußstrecken des Weges nach Paaren und zur Chaussee Brieselang—Nauener Weinberg chaussiert worden, so daß der Damm sich von ihnen deutlich unterscheidet und allen Autofahrern unangenehm auffällt. Der preußische Forstfiskus ist aber dafür bekannt, daß er keine Ausgaben macht, zu denen nicht er, sondern andere verpflichtet sind, also muß hier eine solche Verpflichtung vorliegen, deren Grund und Wortlaut zu erforschen wichtig wäre. Auf der Strecke am Kohlenberg, also von der langen Horst bis zur Leitsakbrücke, ist diese Verpflichtung einleuchtend, da — abgesehen von der früheren Paarener Trift neben dem Wege im Westen — auf beiden Seiten Staatsforst ist, aber südlich der Brücke ist dies nicht der Fall. Dort ist nur das kleine Stückchen westlich an der Brücke Staatsforst, im Osten ist Nauener Stadtforst und im Westen grenzen an die Landstraße die Paarener Dunkelfurtwiesen.

Ich hoffe, daß sich jemand findet, dem solche Akten zugänglich sind, um Aufklärung zu schaffen, was mir leider bisher unmöglich war.

Schluß

Ob nun hier das schon bisher sagenhaft bekannte Hauptheiligtum der Sweben war, lasse ich dahingestellt. Ich bin aber überzeugt, daß ein Heiligtum der Semnonen im Glien und auf den Horsten hier war. Ich weiß nicht, ob diese Schrift weitere Kreise davon überzeugen wird, hielt mich jedoch für verpflichtet, meine Beobachtungen öffentlich zur Prüfung der Sache darzulegen.

Bodenfunde habe ich nicht aufzuweisen. Wer auf diese den entscheidenden Wert legt, den bitte ich, auf dem Kohlenberge nach Urnen zu forschen.

Ich hoffe aber, es trotz meiner siebzig Jahre noch zu erleben, daß wieder an der alten Stelle ein würdiges Mal ersteht, der Festplatz in seiner natürlichen Schönheit wiederhergestellt wird und er wieder alljährlich frohe deutsche Scharen zu den alten Festen mit Wettkämpfen, Gesang und Spielen vereinigen wird.

Groß-Mandelkow bei Bernstein (Neumark).

Nachwort

Unter den Flurnamen, die in dem vorstehenden Aufsatz behandelt werden, weisen einige deutlich auf größere Zusammenhänge hin. Die Schuhmacherberge scheinen auch sonst Schauplätze kultischer Begehungen zu sein. Es ist auffallend, daß mancher bedeutsame Volksbrauch gerade von den Schuhmacherzünften ausgeübt worden ist; so das bekannte Merichslindenfest zu Nordhausen, bei dem die Schuhmacherzunft auf den Berg zog, auf dem die Merichslinde stand. (Farbige Zeichnung im städtischen Museum zu Nordhausen.) Auch das bekannte Windelbahnfest zu Stolp in Pommern wurde von den Schuhmachern begangen; es ist vor drei Jahren wieder aufgelebt. — Einen sicheren Beweis für die alte Bedeutung des Geländes liefert die Bezeichnung „Upstall“, die ganz eindeutig auf eine alte Kult- und Gerichtsstätte hinweist. (Vgl. den Aufsatz von Carl Puetzfeld, Der Upstalsboom bei Aurich, im Maiheft dieses Jahrganges.) Pl.



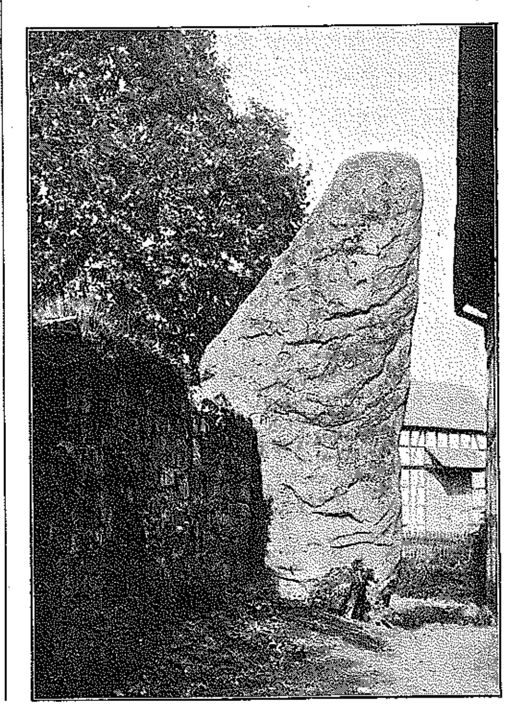
Zeitwende, Zeitrechnung oder Zeitwechsel? Die bisher übliche Bezeichnung „vor oder nach Christi Geburt“ für historische Daten wird heute aus mehreren Gründen von weiten Kreisen abgelehnt. Tatsächlich ist ja auch das Jahr 0, von dem unsere Zeitrechnung ausgeht, nach sicheren Forschungsergebnissen nicht das wirkliche Jahr der Geburt Christi.

Es sind nun mehrere Bezeichnungen an Stelle der ehemaligen üblich geworden; anfänglich pflegte man meistens „nach Zeitwende“ (n. Ztw.) zu schreiben, eine Schreibung, die sich tatsächlich weitgehend durchgesetzt hat. In jüngerer Zeit ist teilweise die Bezeichnung „nach Zeitrechnung“ (n. Ztr.) eingeführt worden, ohne daß sie sich durchzusetzen vermag. Tatsächlich haften beiden Bezeichnungen Mängel an. Es gibt Leute, die es ablehnen, die Geburt Christi als eine Zeitwende anzusehen; zum mindesten war eine solche ja auch den damals Lebenden nicht bewußt. Der Ausdruck „nach Zeitrechnung“ ist dagegen völlig unlogisch; es müßte entweder heißen „nach unserer Zeitrechnung“ oder „nach Beginn der Zeitrechnung“. Ausdrücke wie „im Jahre 759 vor Zeitrechnung“ kennzeichnen sich ja selbst als unsinnig, denn vor einer Zeitrechnung kann man keine Jahre festlegen.

Nun hat sich die Abkürzung „v. Ztw.“ und „n. Ztw.“ tatsächlich am allgemeinsten durchgesetzt, und aus diesem Grunde würde es sich empfehlen, sie beizubehalten, wenn man ihr einen vernünftigen Sinn gibt. Ein solcher liegt in der Bezeichnung „nach Zeitwechsel“, die einfach den Wechsel einer Zeitrechnung kennzeichnet. Wir werden in Zukunft in der Zeitschrift „Germanien“ die Bezeichnung „vor Zeitwechsel“ oder „nach Zeitwechsel“ (abgekürzt v. Ztw. und n. Ztw.) durchführen und bitten unsere Mitarbeiter, sich diesen Brauch zu eigen zu machen. Plaßmann.

Der Menhir von Langenstein. Drei viertel Stunden nördlich von Kirchhain bei Marburg liegt das Dorf Langenstein. Selten betritt eines Wanderers Fuß dieses vom flutenden Verkehr abseits gelegene Dörfchen, und kaum jemand weiß, welche vor- und frühgeschichtlichen Altertümer seine Mauern bergen. An der nordöstlichen Seite der äußeren Kirchhofsmauer, der die auf der Höhe des Langensteiner Bergrückens gelegene Kirche umgibt, steht links neben der überwölbten Torhalle ein großer Monolith. Diese rohe, unbehauene Sandsteinplatte, überzogen von grauen Flechten, ragt ungefähr 6 Meter aus dem Erdboden hervor und hat eine Breite von 2 Meter. Laut Aufzeichnung im Lagerbuch soll der Stein ursprünglich viel größer gewesen sein, ein Blitz hat den oberen Teil abgeschlagen, doch wird auch heute noch die teilweise mit Schießscharten versehene Kirchhofsmauer um ein beträchtliches überragt. Die Sage erzählt, eine Frau, die an dieser Stelle zum Beten niedergekniet sei, habe ihren Wetzestein in die Erde gesteckt, der dann zu dem langen Stein emporgewachsen sei. Andere Leute im Dorfe glauben, der noch unten erwähnte Heinrich von Langenstein habe die Buntsandsteinplatte aufgerichtet.

Dieser riesige, stumme und doch vielsagende Zeuge der Vergangenheit am Eingang zum christlichen Friedhof stammt aus vorgeschichtlicher Zeit und hat ursprünglich



dem heidnischen Volke gedient. Aus einer heidnischen Kultstätte wurde ein Gerichtsort, wo die Richter im Namen der neuen Lehre Recht sprachen und die christliche Dorfgemeinde sich zum Ding unter der danebenstehenden Linde versammelte. Der Langensteiner Riese ist kein gewachsener Fels, wie manche glauben mögen, sondern ähnlich dem Riesenstein bei Wolfershausen mit ungeheurer Kraftanstrengung zahlreicher Menschenhände von weit hergeholt und hier aufgerichtet worden. Wenn man auch bei dem Depotfund von Mardorf[1], wo an die 200 Goldmünzen (Regenbogenschüsselchen) gefunden wurden, annehmen muß, daß diese Münzen von nicht ansässigen keltischen Händlern stammen, so muß man doch auf eine keltische Besiedelung der Gegend in einer früheren Zeit auf Grund von vorhandenen Flurnamen schließen. Ich wage die Frage nicht zu entscheiden, möchte jedoch bemerken, daß man nach dem neuesten Stand der Wissenschaft in bezug auf die Kelten einen wesentlich andern Standpunkt annimmt, als noch zur Zeit Arnolds vertreten wurde[2]. In der ältesten vorhandenen Urkunde vom Jahre 1223 heißt der Ort schon Langenstein (Lokativ) und bedeutet „zum Langen Stein“, worunter ein bestimmter, allgemein bekannter Stein zu verstehen war. Jedenfalls hat der Stein dem Dorfe und einem Adelsgeschlechte, dem der um 1325 hier geborene berühmte Heinrich von Langenstein angehörte, den Namen gegeben[3]. Heinrich von Langenstein studierte in Paris, lehrte auch dort Philosophie und Theologie, wurde später Vizekanzler der Hochschule, zuerst in Paris, später in Wien, und galt als der gelehrteste deutsche Theologe und Astronom des vierzehnten Jahrhunderts, der sich durch Wort und Schrift die größten Verdienste erworben hat. Nördlich des Dorfes auf der Höhe gibt es den Flurnamen „Burg“, wo noch vor nicht zu langer Zeit Mauerreste andeuteten, daß hier vielleicht die Burgstätte derer von Langenstein gewesen ist. Die Urgeschichte dieses Adelsgeschlechtes muß wohl mit dem Monolithen eng verwachsen gewesen sein. Wenn angenommen werden muß, daß man hier auf der Höhe des Bergrückens dem Sonnengott diente, und ihm einen „Langen Stein“ weihte, dessen hoher Rücken von dem aufgehenden Tagesgestirn zuerst beleuchtet und abends von ihm beim Untergehen den letzten Gruß empfing, so wird auch das Wappen des Langensteiner Rittergeschlechtes verständlich, das aus einem roten springenden Hirsch im silbernen Felde bestand, wie man in Wilh. Wessels hessischem Wappenbuch S. 62 nachlesen kann. Der Hirsch aber stand, wie man aus dem Mythos erschließen kann, mit der Sonne in Beziehung. Aus den Bildern der den Göttern heiligen Gestirne und Tiere gingen die ältesten Wappenzeichen hervor. Sollte nicht auch der Stern im Wappen des alten Geschlechtes der Ziegenhainer hier seine Erklärung finden?

Nicht zu verwundern ist es, wenn bei Einführung des Christentums neben dem Sonnenheiligtum der Germanen eine Entsühnungskapelle errichtet wurde, wenn man einen alten, dem Wodan oder Donar geweihten Baum in der Nähe von Langenstein zur Verächtlichmachung des alten Glaubens „Teufelsbaum“ nannte. (In einem Verzeichnis der Kirchenkastengüter vom Jahre 1568 findet man die Flurbezeichnung „auf dem Teufelsbaum“.)

Den „Langen Stein“ behielt man als Mal- und Dingstätte bei. Wir wissen aus J. Grimms „Deutschen Rechtsaltertümern“, daß im ganzen Mittelalter die Kirchhöfe oder Stätten in nächster Nähe Gerichtsstätten waren (siehe auch Fraumünsterkirche bei Fritzlar). Nun ist es auch nicht zufällig, daß man die neue, vielleicht schon früher von Bonifatius errichtete Kapelle (Amöneburg liegt in der Nähe) dem heiligen Jakob weihte, dem man verschiedene Attribute beilegte, die auch Wodan eigen waren. Wodan waren die Wege geheiligt, er galt als der Beschützer der Reisenden. Auch Jakob war der Schutzpatron der Wanderer und Pilger, und diese zogen hier auf einem alten Wege nach Norden über Burgholz nach Haina. Auch das Dorf erstreckte sich nord-südlich entlang dieses Weges. Ob diese Straße schon vorgeschichtlich benutzt wurde, scheint mir nach dem heutigen Stand der Forschung nicht ganz sicher. Schnurkeramische Funde sind, wie behauptet wurde, in Langenstein nicht gemacht[4], und bei den neuesten Ausgrabungen in Burgholz sind wohl frühmittelalterliche, jedoch keine vorgeschichtlichen Funde getätigt[5]. Die alte Weinstraße verläuft weiter westlich, und alle vorgeschichtlichen Straßen

[1] H. Landau, Beschreibung des Kurfürstentums Hessen. 1842. S. 424.

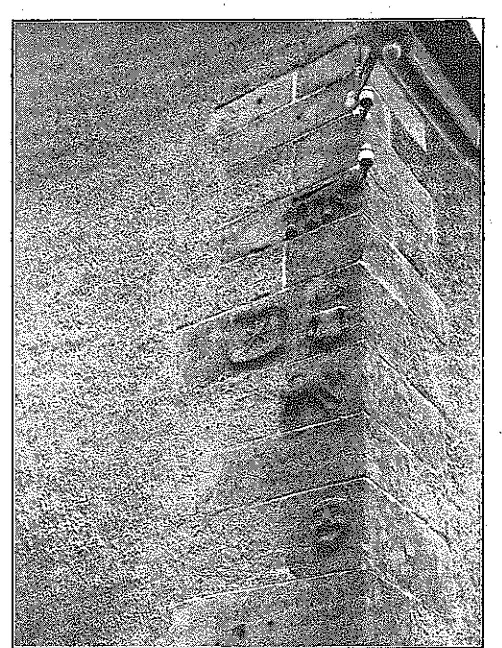
[2] W. Arnold, Ansiedlungen und Wanderungen deutscher Stämme. Marburg 1875.

[3] O. Hartwig, Leben und Schriften Heinrichs v. Langenstein. Marburg. 1858.

[4] Persönliche Mitteilung von Dr. med. Engelhardt in Neustadt a. d. Main-Weser-Bahn.

[5] Persönliche Mitteilung von Dr. phil. Schallenberg, Marburg a. d. Lahn.

durch den Ebsdorfer Grund führen nach Georg Wolff[6], Schumacher[7] und Chr. Müller[8] bei der Brückermühle am Fuße der Amöneburg über die Ohm. Nur Brehmer[9] läßt den von Georg Wolff gefundenen Balderscheider Weg über Bauerbach weiterlaufen, bei Anzefahr (Ansenfurt?) die Ohm überschreiten und sich dann, teils östlich am Südhang der das Ohmtal im Norden begrenzenden Berge über Stausebach und Langenstein fortsetzen. Besonders eindrucksvoll sind die alten, ungewöhnlich tief eingeschnittenen Hohlwege nördlich von Kirchhain als Trassen der alten Straße. Hier kommen Flurnamen vor: „tiefe und hohe Lamper“, „Müllerweg“. Der Bedeutung des alten Sonnenheiligtums gemäß wird wohl Langenstein schon an einer vorgeschichtlichen Straße gelegen haben.



Was nun noch in Verbindung mit dem Menhir an der Langensteiner Kirche bemerkenswert ist, die, nebenbei gesagt, ein freistehendes, sechseckiges Zellengewölbe im Chor aufweist, das sind die merkwürdigen alten Skulpturen der West- und Nordwand, die verschieden gedeutet werden. Hat Kolbe recht[10], und man kann seiner Auffassung folgen, solange keine bessere, einleuchtendere Erklärung gefunden wird, so handelt es sich um eine der ältesten und besten Wodansdarstellungen in deutschen Landen. 1. Ein alter, gebückt stehender Mann mit einem Stab in der Rechten und einem Beutel in der Linken (Wodan als Gott der Wege und Wanderer). 2. Neben ihm auf einem Schild ein achtzinkiger Stern (Wodans Wappen?). 3. Über ihm und unter ihm zwei wolfsähnliche Tiere (Wodans Begleiter: Geri, der Heißhungrige und Freki, der Gierige). 4. Das Brustbild einer Frau (Freia, die Gemahlin Wodans?). 5. Eine Reihe Masken aus dem Gefolge Wodans, dem wilden Heer. Die Einwände, die gegen diese Reliefdarstellung erhoben werden, die männliche Figur sei der letzte Graf von Ziegenhain, der Stern kennzeichne ihn als Haupt des Sternerbundes, die Masken seien die Langensteiner, der hessische Löwe, oben, triumphierte über den Grafen von Ziegenhain, der auf den Hund (unten) gekommen sei, sind als lächerlich zurückzuweisen[11]. Daß Bilder von Heidengöttern an kirchlichen Bauwerken vorkommen, steht nicht vereinzelt da. Erich Jung hat dies in seinem Buche „Germanische Götter und Helden in christlicher Zeit“ sowie an derer Stelle dargetan[12]. Um die Dämonen zu bannen, wurde ihr Bild oft fratzenhaft an der Abend- und Nachtseite der Kirche angebracht, dadurch war ihre Macht gebrochen und sie gleichzeitig aus dem Innern der Kirche verbannt und von ihren Wohltaten ausgeschlossen[13]. Wir können Kolbe nur beipflichten, wenn er sagt: „Wir mögen dieses Bildwerk in seinen einzelnen Teilen oder in seiner Gesamtheit betrachten, das Einzelne wie das Ganze entspricht genau dem Bilde, welches uns die deutsche Mythologie und Sage von Wodan entworfen, und zwar in einer solchen Einfachheit und Deutlichkeit der Symbolik, daß der Sinn derselben auch dem Volke vollständig verständlich sein mußte, solange überhaupt noch Zusammenhang mit der deutschen Ver-

[6] Gg. Wolff, Die geographischen Voraussetzungen des Feldzuges des Germanikus gegen die Chatten. Ztsch. d. Ver. f. hess. Gesch. u. Landeskde.. Bd. 50.

[7] K. Schumacher, III. Bericht der Römisch-Germanischen Kommission 1906/07.

[8] Chr. Müller, Alte Straßen und Wege in Oberhessen. Friedberger Geschichtsbl. Bd. 9.

[9] W. Brehmer, Hessen als Durchgangsland vorgeschichtlicher Kulturen. Ztsch. Hessenland 1925.

[10] W. Kolbe, Heidnische Altertümer in Oberhessen. Marburg 1881.

[11] Schneiders Wanderbücher III, S. 36. Marburg 1910.

[12] E. Jung, Götter, Heilige und Unholde. Mannus, Bd. 20, S. 118 ff.

[13] K. v. Baumbach, Wodansbilder an den Kirchen in Sontra und Blankenheim. Hessenland 1930, S. 81 ff.

gangenheit und eine Kenntnis der deutschen Götterlehre vorhanden war[14]."

Leider ist uns der Zusammenhang mit der deutschen Vergangenheit und die Kenntnis der deutschen Götterlehre in weitem Maße verlorengegangen, und es ist Aufgabe eines jeden Heimatfreundes, den Weg wieder freizumachen zum Verständnis der Lebensäußerungen unserer Vorfahren. Auszugehen ist dabei von den noch vorhandenen Zeichen, Symbolen und anderen Bildwerken, die zum Teil noch zu entdecken und allerorts zu schützen sind.

Mötzing.

[14] W. Kolbe a. a. O., S. 49.



Eduard Kriechbaum, **Baiernland, Landschaft und Volkstum.** Verlag Knorr & Hirth, München. 143 Seiten mit 40 Bildern auf Tafeln und 10 Kartenskizzen im Text. Preis geb. 4,50 RM., br. 3,50 RM.

Der in Braunau am Inn beheimatete Verfasser gibt in diesem Buch ein knappes aber in die Weite und in die Tiefe gehendes Bild von dem baierischen Volkstum; baierisch verstanden als Bezeichnung für den großen Raum des baierischen Stammes, zu dem außer Altbaiern auch der größte Teil von Österreich gehört. Ausgehend von der Landschaft, der Bodengestaltung und der Bodenbewachsung zeichnet er die baierische Stammesart aus ihren Sagen, Bräuchen und Künsten, um dann auf die Geschichte der Herrschaften und Herrschaftsgebiete einzugehen, die sich auf baierischem Stammesboden entwickelt haben. Kernland, Markenland und Nachbarschaften finden eine Darstellung, die als wichtiger Beitrag zur Geschichte eines germanischen Stammes gelten kann. Römerstraßen und Salzwege und die Donau als Lebensader dieses Gebietes werden in großen Zügen erläutert; Bauernhausformen und Bauernkultur finden ihre Ergänzung in der Darstellung der für Baiern so wichtig gewordenen geistlichen Gebiete und der Kleinstädte, die nur in Wien und München auf diesem Raum großstädtische Schwestern erhalten haben. Das mit ausgezeichneten Abbildungen versehene Buch vermittelt einen bleibenden Eindruck von der Bedeutung der baierischen Stammeslandschaft, die durch die Wiedervereinigung mit Österreich jetzt nach fast 1000 Jahren unter dem Schirm des Reiches wieder zusammengewachsen ist.

Plaßmann.

Hermann Schneider, **Das germanische Epos.** J. C. B. Mohr, Tübingen, 1936.

Schneider ist der Meinung, daß dem germanischen Epos in literarischer, geschriebener Form nicht ein volkstümliches Epos vorausgegangen sei. „Epische Gedichte germanischer Zunge sind erst möglich geworden, als die literarischen Kulturen der Einzelvölker sich herauszubilden begannen, und setzen antik-christlichen Einfluß voraus." „Die staunenswerten Gedächtnisleistungen von Indern und Finnen, die viele tausend Epenverse mündlich weitergaben, kennen die Germanen auf diesem Gebiete nicht. Wohl auf dem anderen, benachbarten der Erzählung in ungebundener Rede. Hier liegt die Stärke der Nordgermanen, zumal der Isländer ..." Schneider erkennt auch nicht an, — und zwar aus stilkritischen Gründen: dem Liede fehle die epische Breite —, daß dem Epos das Heldenlied vorausgegangen sein muß. Daß von den alten Epen auch nicht ein Verfassername überliefert ist, erklärt er dadurch, daß diese Epen „auf irgendeiner Form abseits der literarischen Straße lagen. Sie waren nicht des gewohnten und gewünschten Schlages, sie wurden wohl geduldet, aber auch nur geduldet." An diesen Voraussetzungen und der weiteren Behandlung zeigt sich, daß der Verfasser im weiteren Verlaufe dem germanischen Epos nicht anders gegenübersteht, als der heutige Kunstbetrachter seiner zeitgenössischen Literatur. Wir können uns nicht dazu verstehen, das „Buchmäßige" als Hauptmerkmal des germanischen Epos zu betrachten.

Hans Bauer.

Walter Gehl, **Ruhm und Ehre bei den Nordgermanen,** Studien zum Lebensgefühl der isländischen Saga. Junker & Dünnhaupt Verlag, Berlin 1937. 7,50 RM.

Gehl gibt die erste umfassende Darstellung des germanischen Ehrbegriffs, der in der germanischen Wertwelt eine zentrale Stelle einnimmt. Es handelt sich um eine fleißige Arbeit, die den gesamten Stoff ordnet. Die vielen altnordischen Zitate findet man in einem Anhang übersetzt, so daß auch der des Altnordischen Unkundige das Werk lesen kann. Zu manchen Einzelheiten wäre kritisch Stellung zu nehmen, doch finden sich auch viele Feststellungen, denen man lebhaft zustimmen wird. Jedenfalls handelt es sich um eine die Probleme fördernde Arbeit.

O. Huth.

Walter Jaide, **Deutsche Schwerttänze.** B. G. Teubner, Leipzig, Berlin 1936. 44 Seiten. 2,40 RM.

Walter Jaide hat fünf Schwerttänze gut beschrieben und eingerichtet. Eine knappe, aber gut gelungene Einführung bringt dem Leser das Wesen des Schwerttanzes nahe und erklärt alle wichtigen Einzelheiten des Spieles. Weniger begrüßen können wir die Vorschläge für die Neugestaltung der begleitenden Lieder und Sprüche und der Spiele des Narren. Zu diesen Fragen ist nunmehr vor allem R. Wolfram, Schwerttanz und Männerbund, Verlag Bärenreiter, Kassel, zu vergleichen. — Es ist zu wünschen, daß die Absicht des Verfassers, daß der Schwerttanz wieder innerhalb der Jungmannschaften seinen Platz finden möge, ihre Erfüllung findet.

Gilbert Trathnigg.

Pastenaci, Kurt, **4000 Jahre Ostdeutschland.** Verlag Schwarzhäupter, Leipzig. 138 S. mit 19 Karten und 40 Bildern.

Pastenaci legt in diesem Buche eine anschauliche und fesselnde Übersicht über die Geschichte von Ostdeutschland von der mittleren Steinzeit bis zur Wiedereindeutschung im Mittelalter vor. So ergibt sich ein klares Bild des allmählichen Vordringens der nordischen Völker und der Germanen bis in jene Zeit, da das germanische Machtgebiet von der Ostseite bis an das Schwarze Meer reichte. Bemerkenswert und wichtig ist es, daß in diesem Rahmen auch die Geschichte der Slaven und ihre durchweg durch Germanen begründeten Staaten behandelt werden; gerade auf diesem Gebiete bestehen ja selbst in Deutschland in weiten Kreisen noch die größten Unklarheiten. Aus dieser objektiven Darstellung ergibt sich, daß alle Slaven in Ostdeutschland ein fremdes und spätes Element darstellen, das nicht einmal durch sehr lange Zeiträume seßhaft gewesen ist. Eine Reihe von guten Abbildungen unterstützt die sehr empfehlenswerte Darstellung.

Plaßmann.

Oberschlesische Bibliographie, neubearbeitet und fortgeführt von H. Bellée und Lena Bellée-Vogt. Verlag S. Hirzel, Leipzig. Verlag d. Oberschlesier, Oppeln, 1938. 2 Bände.

Vorliegende Bibliographie umfaßt in achtzehn Hauptabschnitten das gesamte Schrifttum, das sich mit Oberschlesien beschäftigt. Die übersichtliche Einteilung sowie die sorgfältig gearbeiteten verschiedenen Register im zweiten Bande ermöglichen ein schnelles Auffinden jeder gewünschten Arbeit; gleich, ob man nur den Namen des Verfassers kennt, oder über eine bestimmte Frage Auskunft wünscht. Für Germanistik, Germanenkunde und Volkskunde kommen vor allem die Abschnitte 3d, 4e, 5e und 17 in Betracht. Die sorgfältige Sammlung aller Bücher und Aufsätze in Zeitschriften und Zeitungen hat für diese Gebiete ein Hilfsmittel geschaffen, das wir sonst für keine andere deutsche Landschaft besitzen, und das die Forschungsarbeit bedeutend erleichtert. Wir begrüßen das Erscheinen dieser Arbeit aber auch deshalb, weil sie geeignet erscheint, den Abwehrkampf gegen deutschfeindliche Angriffe und Behauptungen gewisser ausländischer Kreise zu fördern und zu erleichtern.

Gilbert Trathnigg.

J. W. Hauer, **Glaubensgeschichte der Indogermanen,** 1. Teil, Das religiöse Artbild der Indogermanen und die Grundtypen der indo-arischen Religion. Kohlhammer Verlag, Stuttgart 1937. 357 S.

Die Arbeiten Hauers zur indo-arischen Religion, die in diesem ersten Bande seiner „Glaubensgeschichte der Indogermanen" vereinigt sind, sind für die Religionsgeschichte des Gesamtindogermanentums von großer Bedeutung. Der Band enthält Abhandlungen, die teilweise schon an anderen Orten erschienen sind. Die Hauptabschnitte handeln über die „Entdeckung des Selbstes", die westöstliche Mystik, über Visnu, Rudra, Buddha und Yoga. Die weiteren Bände seiner indogermanischen Glaubensgeschichte werden Ursprung, Urheimat und Wanderung der Indogermanen, das Symbol der Irminsul und den indogermanischen Schicksalsgedanken behandeln. Die Absicht des vorliegenden Bandes ist, an den Haupttypen der indo-arischen Religion das religiöse Artbild der Indogermanen überhaupt aufzuzeigen. Die einleitende Abhandlung über „Das religiöse Artbild der Indogermanen" ist „nicht etwa der Anfang der Indogermanenforschung, sondern das Ergebnis einer jahrzehntelangen Beschäftigung mit den Fragen der indogermanischen Religionsgeschichte". Hauer, dessen eigentliches Fachgebiet die Indologie ist, blickt über den indo-arischen Kreis hinaus immer auf das Gesamtindogermanentum. Er betont mit großem Recht, „daß das Indogermanentum seit vielen Jahrtausenden über gewaltige Räume hinweg eine Einheit bildet, in welcher eine Ausprägung die andere in hellerem Licht erscheinen läßt. Jede Behandlung einer indogermanischen Einzelreligion bleibt darum Stückwerk, wenn sie nicht in das Licht dieses Gesamtzusammenhanges gerückt wird".

Otto Huth.

Karl Theodor Weigel und Siegfried Lehmann, **Sinnbilder in Bayern** (Alt-Bayern und Ostmark). Alfred Metzner-Verlag, Berlin. 80 Seiten, 48 Bildtafeln. Preis 4,20 RM.

Die beiden Sinnbildforscher legen in dieser Veröffentlichung einen weiteren Beitrag zur Erforschung der Sinnbilder in deutschen Stammesgebieten vor. Die Gebiete von Ober- und Niederbayern und der Bayrischen Ostmark sind an wichtigen sinnbildlichen Zeugnissen als Landschaften zu erkennen, die im Holzwerk, an Steinarbeiten wie im Mauerwerk uraltes Geistesgut germanischer Herkunft bewahrt haben. Der Bildersammlung ist ein allgemeiner Überblick über die Aufgaben der Sinnbildforschung und über einige Hauptmotive vorausgeschickt, deren ursprünglich runischer Charakter über jeden Zweifel erhaben ist. Die guten Abbildungen bringen eine ganze Anzahl schöner Beispiele für diese von Herman Wirth in ihrer Bedeutung zuerst entdeckten Glaubenszeugnisse der Germanen.

Pl.

Dr. Adrian Mohr, **Norwegen erzählt Urgeschichte.** Otto Uhlmann-Verlag, Berlin 1936.

Das kleine Büchlein gibt Reiseeindrücke wieder und bringt eine Reihe hübscher Landschaftsschilderungen und volkskundlicher Beobachtungen. Allerdings hält es nicht, was der Titel verspricht. Die germanenkundlichen Abschnitte sind sogar zum Teil recht anfechtbar und mißglückt.

Gilbert Trathnigg.

Nordisches Blutserbe im Süddeutschen Bauerntum. Verlag F. Bruckmann, München. Preis geb. 6,70 RM.

Das Buch bringt 36 farbige und 28 schwarze Tafeln nach Gemälden und Zeichnungen von Oskar Just und Wolfgang Willrich, die als Meister in der Darstellung nordischer Köpfe Ruf genießen. Der Reichsbauernführer R. Walther Darré zeichnet in seinem Geleitwort das deutsche und insbesondere das süddeutsche Bauerntum als beständigsten Träger germanischer Art in einer Umwelt, die durch ihre politische Geschichte der Erhaltung dieser Art vielleicht ungünstiger gewesen ist als die germanischen Kerngebiete im Norden. Das Buch überzeugt den Leser, daß Süddeutschland trotzdem in seinen Bauerngeschlechtern unbestritten ein treuer Wahrer germanischer Art geblieben ist.

Plaßmann.

Karl Kaiser, **Atlas der Pommerschen Volkskunde,** Pommernforschung 2. Reihe, Band 4. Verlag Bamberg, Greifswald 1936. Textband und Tafelband 8 RM.

Das Werk ist als ein Grundwerk zur Pommerschen Volkskunde zu betrachten. Es unterrichtet auf das genaueste über die Geschichte der pommerschen Volkskundeforschung, verzeichnet das gesamte Schrifttum in übersichtlicher Weise und bearbeitet das Fragebogenmaterial, das in vieljähriger Arbeit zusammengetragen worden ist. Wenn die bisherige Arbeit auch noch längst nicht das Gesamtgebiet der volkskundlichen Erscheinungen umfaßt, sondern nur einige besonders charakteristische Erscheinungen herausgreift, so ist damit doch bereits eine Arbeit geleistet, die entscheidende Fragen der Pommerschen Volkskunde in neuem Licht erscheinen läßt. Die Karten, die die geographische Verbreitung der einzelnen Erscheinungen veranschaulichen, sind nach Art der Karten des großen Deutschen Atlas für Volkskunde angelegt.

O. Huth.

Pastenaci, Kurt, **Leuthari der Befreier.** Aus der Zeit der Völkerwanderung. K. Thienemanns-Verlag, Stuttgart. 125 Seiten. Mit Bildern von H. Becker-Berke. Halbl. 3,20 RM.

Diese historische Erzählung spielt in der Völkerwanderungszeit und behandelt die große Gestalt eines schwäbischen Fürsten, der mit seiner Gefolgschaft vor den Franken aus der Heimat weicht, um den Goten in ihrem Kampf gegen Byzanz beizustehen, und der dann noch einmal den Freiheitskampf gegen die Franken aufnimmt. Auf einem neuen Feldzug in Italien wird ein Teil seines Heeres von der Pest befallen, der Leuthari nach Abzug der gesund gebliebenen Krieger heldenhaft erliegt. Eine sehr ansprechende Erzählung aus einer Zeit, die im allgemeinen wenig bekannt ist, die aber in manchem schon Ähnlichkeiten mit der Zeit der Römerzüge schwäbischer Kaiser und Könige aufweist.

Pl.

Die Ahnen deutscher Bauernführer. Bd. 8, Karl Vetter. Bearb. v. Dr. H. H. Scheffler, Reichsnährstandsverlag Berlin.

In übersichtlicher Form wird in dem schmalen Bändchen eine sauber gearbeitete Familiengeschichte von Karl Vetter dargeboten, die alle Fragen, die wir auf Grund unserer rassenkundlichen und vererbungskundlichen Erkenntnisse stellen können, nach Möglichkeit behandelt.

Gilbert Trathnigg.

Max Hildebert Boehm, **Volkskunde,** Neue Rechtsbücher. Franz Vahlen Verlag, Berlin 1937. Geb. 5 RM.

Im neuen akademischen Lehrplan für Juristen und Volkswirte ist eine Vorlesung über Volkskunde vorgesehen. Das Lehrbuch der Volkskunde von Boehm möchte ein Leitfaden für den Juristen sein, wendet sich darüber hinaus aber an einen größeren Kreis. Von den Gebieten, die man heute in der Volkskunde zusammenfaßt, wird hier nur ein Teil

berücksichtigt. Dafür wird aber manches behandelt, was sonst vernachlässigt wird, und die Anordnung ist sehr übersichtlich. Die Volkskunde versteht Boehm im Sinne Riehls; leider wird die Bedeutung Ernst Moritz Arndts verkannt. Besonders berücksichtigt findet man die Fragen des Volksbodens, der Siedlungsformen und der Volksgrenzen. Jedenfalls handelt es sich um ein Buch, mit dem sich auseinanderzusetzen lohnt. Das muß auch der zugeben, der keineswegs in allem zustimmen kann.

O. Huth.



Forschungen und Fortschritte, 14. Jahrgang Nr. 17, 10. Juni 1938. W. A. von Jenny, **Die darstellende Kunst der Germanen im frühen Mittelalter.** Die ältere germanische Kunst ist „bildfeindlich" in dem Sinne, daß ihre Gestaltungskräfte „nach der Seite der darstellungslosen Ornamentik und nicht nach der Richtung des bildhaften Schaffens hin" drängen. Von der Wende des 6./7. Jahrhunderts, mit der eine Änderung eintritt, bleiben Bildwerke vereinzelt; zu nennen sind z. B. die Goldhörner von Gallehus und die Reiterfigur des Steins von Möjebro. Auch nach der Wende des 6./7. Jahrhunderts bleibt die bildlose Ornamentik die herrschende Kunstgattung, daneben aber tauchen seit diesem Zeitpunkt in der ganzen germanischen Welt bildhaftdarstellende Werke auf. „Wir dürfen also vom 7. Jahrhundert ab von einer darstellenden Nebenströmung des germanischen Kunstschaffens sprechen, die nunmehr den Entwicklungsgang der bildlosen Ornamentik begleitet." Von Jenny unterscheidet drei Gruppen von Denkmälern der bildhaften Darstellung. Zur ersten gehören Arbeiten, die deutlich in motivischer Hinsicht von fremden Vorlagen abhängig sind; zur zweiten Bildwerke, die lediglich durch fremde Vorbilder angeregt sind. Zu dieser Gruppe gehört das Motiv des Reiters mit erhobenen Händen und der Lanzenreiter. Die dritte Gruppe bilden die Denkmäler, die in keiner Hinsicht von Fremden abhängig sind. Hierher gehört z. B. das Motiv des wolfsköpfigen Kriegers. Die germanische Herkunft der Motive der letzten Gruppe wurde durch die Religionswissenschaft bestätigt: Otto Höfler konnte die kultischen Hintergründe dieser Motive aufzeigen. Während die Werke der ersten Gruppe perspektive oder halbperspektivische Wiedergabe erkennen lassen, findet man bei denen der zweiten und dritten Gruppe ausnahmslos einen ganz anderen Stil, der rein germanisch ist. Dieser germanische Stil wird im 8. Jahrhundert durch die höfisch-kirchliche Kunst der Karolingerzeit abgelöst und entwickelt sich nur in Skandinavien weiter. — **Nachrichtenblatt für Deutsche Vorzeit,** 14. Jahrgang Heft 5, 1938. Dies Heft ist der Vorgeschichte Ostpreußens gewidmet, Mitarbeiter sind W. Gaerte, H. Groß, O. Kleemann, u. a. W. Gronau berichtet über „Kultstätten bei ostpreußischen Gräberfeldern". / **Mannus,** 30. Jahrgang, Heft 2, 1938. Aus dem reichen Inhalt des Heftes seien genannt A. Meier-Böke, **Altpaläolitikum links der Weser;** G. Thaeringen, **Die Ausgrabung und Wiederherstellung der Lübbensteine bei Helmstedt;** F. Höhler, **Das Brandskogen-Boot und der Versuch seiner Nachbildung;** H. Agde, **Vorswebische Germanen in Süddeutschland;** K. A. Nowotny, **Die Brakteaten der Schleswiger Gruppe und die wilde Jagd im Mythos der Völkerwanderungszeit;** F. Wirth, **Der nordische Charakter des Griechentums;** E. Schaffran, **Langobardische und nachlangobardische Kunst in den deutschen Ostalpen.** Thaeringen berichtet über die Wiederherstellung der Lübbensteine, Gräbern der Megalithkultur, die vor den Toren der Stadt Helmstedt auf dem Kamm eines schmalen Hügels an der Landstraße nach Braunschweig liegen. Der Name Lübbensteine bedeutet Riesensteine. – Unter den im Jahre 1925 am Rande des „Brandskogen" entdeckten Felszeichnungen findet sich die Darstellung eines Bootes, die „als die schönste und bedeutsamste aller nordischen Schiffsdarstellungen der Bronzezeit betrachtet wird". Nachdem das Zentralmuseum zu Mainz ein Aquarellbild des bronzezeitlichen germanischen Bootes vorwiegend im Anschluß an dieses Felsbild herstellte, hat nun Marinebaurat Friedrich Höhler-Kiel ein Modell des Brandskogen-Bootes angefertigt. Seine gründliche schöne Arbeit vermittelt ein klares Bild der Eigenart des germanischen Bootes der Spätbronzezeit. — Während man bisher der Ansicht war, die germanische Landnahme Süddeutschlands sei durch Sweben in der Spätlatenezeit erfolgt, zeigt H. Agde, daß schon 300 Jahre früher eine dünne germanische

Siedlungsschicht auf Grund der Funde festgestellt werden kann. Nachrichten antiker Schriftsteller sowie sprachliche Verhältnisse, auf die R. Much hinwies, werden jetzt durch die Funde ergänzt. — Nowotny glaubt in Darstellungen von Brakteaten der Schleswiger Gruppe, auf denen Jäger, Wolf, Rabe und Hirsch zu sehen sind, Bilder der Wilden Jagd erkennen zu können. Es handele sich um Darstellungen einer Hirschjagd, wie sie auch eine Gruppe von mittelalterlichen skandinavischen Schmiedearbeiten zeige. / **Rheinische Vorzeit in Wort und Bild.** Jahrgang 1, Heft 1, 1938. Diese neue vorzüglich ausgestattete Zeitschrift kann jedem Freunde der Rheinischen Vorgeschichte wärmstens empfohlen werden. Im ersten Heft berichtet Dr. Apffelstaedt über die Vor- und Frühgeschichtsforschung in der Rheinprovinz von 1933 bis 1937. Die Rheinprovinz hat in knapp 5 Jahren alle Vorsprünge anderer Provinzen und Länder, was die Einrichtungen von Instituten und Museen für Vorgeschichte betrifft, nicht nur aufgeholt, sondern Vorbildliches geschaffen. Aus dem außerordentlichen Reichtum dieses ersten Heftes erwähnen wir noch die Berichte von Oelmann über die Arbeit des Rheinischen Landesmuseums in Bonn, und von Massow's über das Rheinische Landesmuseum zu Trier. H. Hofer schreibt über die Altsteinzeit in den Rheinlanden, W. Dehn über rheinische Ringwälle. W. Kimmig unterrichtet über die Urnenfelder am Rhein, H. von Petrikovits über einheimische Religion, H. Koethe über einheimische Kultur im Rheinland der Römerzeit. – **Rasse,** 5. Jahrgang, Heft 6, 1938. Richard von Hoff, **Seelisches Erbgut der Nordischen Rasse.** Die indogermanische Namensforschung vermag wichtige Aufschlüsse in rassenseelenkundlicher Hinsicht zu geben. Die Personennamen gehören zum ältesten Sprachgut, sie sind Wunschnamen, in denensich die Weltanschauung ihrer Träger spiegelt. Von Hoff zieht eine große Anzahl von Arbeiten über die indogermanische Namengebung heran und zeigt die durchgehende Übereinstimmung der Namengebung bei den verschiedenen Indogermanenvölkern auf. Damit ist ein Thema angeschnitten, das eine ausführliche zusammenfassende Darstellung verdient. – **Deutscher Glaube,** Jahrgang 1938, Heft 5. Hans F. K. Günther, **Bäuerliche Glaubensvorstellung und bäuerliche Frömmigkeit.** In diesem Heft beginnt eine größere wichtige Arbeit von Günther zu erscheinen, deren Veröffentlichung sich durch mehrere Hefte hinziehen wird. Gestützt auf ein erstaunlich umfangreiches Schrifttum zeigt Günther die Eigenart der Bauernfrömmigkeit auf, als deren Grundgedanken er den Ordnungsgedanken aufzeigt. Dieser bäuerliche Ordnungsgedanke gehört mehr einer Diesseitsfrömmigkeit als einer Jenseitsfrömmigkeit an und steht also indogermanischer und germanischer Frömmigkeit näher als morgenländischer und christlicher Erlösungsfrömmigkeit. Er ist keineswegs dem Bauern erst in jüngerer Zeit anerzogen, sondern ist ihm ursprünglich und wesensmäßig eigen. Günther führt diesen Ordnungsgedanken zurück auf den indogermanischen Kosmosgedanken. / **Volk im Werden,** 6. Jahrgang, Heft 7, 1938. Wilhelm Spengler, **Germanische Selbstbesinnung.** Spengler berichtet über die Neuerscheinungen zur Germanenkunde. Er beginnt mit einem Referat über den wichtigen Vortrag von Otto Höfler über das germanische Kontinuitätsproblem, auf den wir in „Germanien" mehrfach hinwiesen. In seinem Bericht warnt Spengler vor der voreiligen Konstruktion eines Idealtypus, der als allein richtig hingestellt wird, und mahnt zur Einigkeit der innerdeutschen Germanenkunde und zur verständnisvollen Zusammenarbeit mit den Germanenforschern der außerdeutschen Länder germanischen Blutes. Zum Schluß entwirft er den Plan einer Sammlung aller Quellen zum Germanentum. – **Germanisch-Romanische Monatsschrift,** 26. Jahrgang, Heft 3/4, 1938. Franz Rolf Schröder, **Der Ursprung der Hamletsage.** Die Erforschung der germanischen Heldensage ist in den letzten Jahrzehnten in Gefahr gewesen, die mythischen und kultischen Hintergründe zu verkennen. Franz Rolf Schröder hat das Verdienst, auf diese in mehreren Arbeiten erneut hingewiesen zu haben. In seiner neuen Untersuchung beweist er den kultischen Ursprung der Hamletsage. Ihr liegt „der Glaube an den sterbenden und wiederauferstehenden Gott zugrunde, dessen bekanntester Vertreter innerhalb der germanischen Welt der Gott Balder ist". Die Hamletsage beruht auf der „Heroisierung" dieses Mythos und Kultus. Im Mittelpunkt dieses Kultes steht die heilige Hochzeit des Gottes mit der Erd- und Muttergöttin. Der Name Hamlet, altisländisch Amlodi (aml-Odi), bedeutet „faselnder Odi" und ist ursprünglich Name des Gottes Odr = Odin. Auf den reichen Inhalt des Aufsatzes können wir hier nicht weiter eingehen, möchten aber nachdrücklich auf ihn hinweisen, da er grundsätzliche Bedeutung hat.

O. Huth.

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet. Hauptschriftleiter: Dr. Otto Plaßmann, Berlin C2, Raupachstr. 9 IV. Druck: Offizin Haag-Drugulin, Leipzig. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin C2, Raupachstr. 9

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

1938 September Heft 9

Die ewigen Stammesfeuer der Germanen und Indogermanen

Von Otto Huth

Nicht nur die Verehrung des heiligen Herdfeuers ist alt-indogermanisch gewesen[1], sondern auch — was bisher kaum beachtet wurde — der Kult des ewigen Stammesfeuers. Bezeugt sind diese ewigen Stammesfeuer außer bei den Italikern und Griechen am ausgeprägtesten bei den Iraniern. Mit Sicherheit erschließbar sind sie für das arische Altindien[2]. Weniger bekannt ist, daß sie sich außerdem bei Kelten und baltischen Indogermanen finden. Dafür einige Belege: Im Tempel der Göttin Sul-Minerva wurde ein ewiges Feuer unterhalten (C. Jul. Solinus 22, 10). Diese Minerva ist identisch mit Brigit, der Hauptgöttin der Iren. Der Kult der Brigit ging auf die heilige Brigitta über, zu deren Ehren ein heiliges Feuer von Nonnen bewacht wurde. Die Skythen verehrten nach Herodot (4, 59) „am meisten Hestia", d. h. die Göttin des Herdfeuers, die skythisch Tabiti genannt wurde. Nach Berichten arabischer Reisender aus dem 9. Jahrhundert sind die Slawen alle „Feueranbeter". Der Hauptgott der Elb- und Oderslawen ist Svarog, d. i. das Feuer, und wahrscheinlich wurde in seinen Tempeln in älterer Zeit ein ewiges Feuer unterhalten. Peter von Duisburg berichtet in seiner Chronik Preußens (3, 5), daß auf der altpreußischen Kultstätte Romove in Nadrauen ein Priester, Krive genannt, ein ewiges Feuer unterhielt. Mehrfach sind die ewigen Feuer bei alt-litauischen Stämmen belegt. Hieronymus von Prag berichtet (Aeneas Sylvius, De Europa Kap. 26), er sei in Litauen auf einen Stamm getroffen, „der das heilige Feuer verehrte, das er ewig nannte; daß es nicht erlösche, schafften die Priester des Tempels Stoff heran"[3]. Im Bericht einer Jesuitenmission von 1583 heißt es „dem Perkun unterhielt man in Wäldern ewiges Feuer, wie die Vestalinnen Roms es taten". Longinus erzählt in seiner Geschichte Polens (11, zum Jahre 1413): „Hauptheiligtum von Samogitien war ein heilig und ewig gehaltenes Feuer, das auf dem höchsten Berge an der Niewiasza von einem Priester

[1] Vgl. den Leitaufsatz im Augustheft 1938.
[2] Alfred Hillebrandt, Vedische Mythologie, I, 1927[2] S. 131 f. (Sacra Publica).
[3] Religionsgeschichtliches Lesebuch, 2. Auflage, Heft 3, S. 26.